



LIBRARIES

UNIVERSITY OF WISCONSIN-MADISON

Aufwärts. Jahrgang 15, Nr. 10 October 15, 1962

Köln: Bund-Verlag, October 15, 1962

<https://digital.library.wisc.edu/1711.dl/EH6BSWZPF2L2B8L>

This material may be protected by copyright law (e.g., Title 17, US Code).

For information on re-use see:

<http://digital.library.wisc.edu/1711.dl/Copyright>

The libraries provide public access to a wide range of material, including online exhibits, digitized collections, archival finding aids, our catalog, online articles, and a growing range of materials in many media.

When possible, we provide rights information in catalog records, finding aids, and other metadata that accompanies collections or items. However, it is always the user's obligation to evaluate copyright and rights issues in light of their own use.

aufwärts 10

Köln, 15. Oktober 1962 · 15. Jahrgang · Preis 50 Pfennig · G 1394 E

Foto: Emil Ruf



Die Presse beschäftigt sich schon seit Monaten mit dem 6. Bundeskongreß des Deutschen Gewerkschaftsbundes. Wenn man bedenkt, daß der DGB die drittgrößte Gewerkschaftsbewegung in der freien Welt und die größte Massenorganisation der Bundesrepublik ist, dann ist das gezeigte Interesse schon verständlich. Aber das allein ist nicht der Grund. Die große Frage ist die: Wird sich der DGB reformieren? Wird er ein neues Programm beschließen?

Auf dem 5. Kongreß in Stuttgart ist ja von den Delegierten mit ihren Vorsitzenden eine Stärkung des DGB gefordert worden. Am augenfälligsten wurde es durch den Antrag 21. In ihm forderten die Delegierten „eine wesentliche Straffung und Zusammenarbeit aller gewerkschaftlichen Kräfte und Maßnahmen“. Zahlreiche „Überschneidungen“ und „Doppelgleisigkeiten“ sollten beseitigt werden. Was konnte, so fragten sich alle Interessierten, davon realisiert werden bzw. welche Vorschläge, die auf diesen und den ähnlich lautenden Antrag 21 a basieren, sollen dem Kongreß in Hannover zur Annahme vorgelegt werden.

Dazu ein weiterer Gesichtspunkt: Seit der Währungsreform hat sich die Zahl der Arbeiter, Angestellten und Beamten fast verdoppelt, während die Zahl der gewerkschaftlichen Mitglieder aber nur geringfügig zunahm.

Maßgebliche Politiker, Arbeitgebervertreter und ein Teil der Presse blasen immer stärker zur Hatz auf die Gewerkschaftsbewegung, die nach ihrer Ansicht an allem schuld ist. Wie wird sich der DGB gegen die dauernden Verunglimpfungen in der Öffentlichkeit wehren? Das alles sind Fragen, die in der Presse erörtert werden.

Zum Programm des DGB. Der Bundesvorstand des DGB hatte vom Stuttgarter Kongreß einen klaren Auftrag. Seit Wochen liegen die ausgearbeiteten Grundsätze vor. Sie sollten vorher schon in der Mitgliedschaft und unter den Funktionären der Gewerkschaften diskutiert werden, damit die Delegierten in Hannover, die über diese Entwürfe abzustimmen haben, wissen, was ihre Mitglieder wollen. Grundsätzlich soll das Grundsatzprogramm des Deutschen Gewerkschaftsbundes, das 1949 auf dem Gründungskongreß in München beschlossen wurde, aktualisiert werden. Somit liegen zur Diskussion und Abstimmung in Hannover wirtschaftspolitische, sozialpolitische und kulturpolitische Grundsätze des DGB vor.

In der Wirtschaftspolitik soll neuen Erscheinungen der wirtschaftlichen Konzentration begegnet werden. Die Sozialpolitik soll im Gegensatz zur bisherigen Praxis auf lange Sicht geplant werden. Die kulturpolitischen Vorstellungen sagen aus, daß der DGB künftighin kulturelle Mitverantwortung tragen will.

Wie sah es nun mit den Diskussionen aus? Waren die Grundsatzentwürfe und Reformvorschläge nur ein Diskussionsobjekt der Presse? Wir wollen es nicht annehmen. In der Jugend jedenfalls gab es einige heftige Diskussionen um einige Vorschläge zur Reform und zu den Satzungsänderungen.

„aufwärts“, illustrierte Zeitung des Deutschen Gewerkschaftsbundes für junge Menschen. Erscheint im Bund-Verlag GmbH., Köln-Deutz, Schließfach 6. Verlagsleiter: Wilhelm Biedorf. Verantwortlich für Inhalt und Gestaltung: Hans Dohrenbusch. Tel. 83881. „aufwärts“ erscheint monatlich einmal. Bestellung durch die Post. Bezugspreis durch die Post vierteljährlich 1,50 DM einschließlich Zustellgebühr. Unverlangt eingesandten Manuskripten muß Rückporto beigefügt werden. Kupfertiefdruck: DuMont Presse, Köln.



Beginnenturm am Hohen Ufer und Marktkirchenturm in Hannover. Foto: Hans Wagner

Der jetzt dem Kongreß vorgelegte Entwurf zur Satzungsänderung zeigt, daß die Gewerkschaftsjugend weiterhin eine „vollwertige“ Personengruppe in der Gesamtmithliedschaft ist. Auch weiterhin wird der Bundesjugendausschuß des DGB Anträge an den Kongreß richten können. In den Landesbezirksvorständen wird der Jugendvertreter weiterhin mit Sitz und Stimme vertreten sein. Das gilt ebenfalls für die Ortsebene. Künftig sollen die Ortsausschüsse Kreisverwaltungen heißen. Dem Namen nach klingt das nach „bürokratische Außenstelle“. Das soll ein Ortsausschuß allerdings nicht werden.

In den Anfangsdiskussionen des Satzungsentwurfes wurde der Vorschlag gemacht, das Alter der Jugendfunktionäre auf 21 Jahre zu beschränken. Diese Absichten wurden aber schnell wieder fallengelassen. Diese „Reform“ hätte der Gewerkschaftsjugend jede Bedeutung genommen.

Bis zum ausgeschriebenen Termin lagen ca. 350 Anträge vor, davon zwölf von der Jugend, die der Bundesjugendausschuß an den Kongreß richtete. Es sind Anträge der 5. Bundesjugendkonferenz, von denen ein Teil sich mit sozialpolitischen Fragen beschäftigt. Vorrangig dürfte die Forderung nach der Einführung des 9. und 10. Schuljahres in allen Bundesländern sein, um der Jugend eine bessere geistige Grundlage zu geben. Das Jugend-

arbeitsschutzgesetz bedarf einiger Verbesserungen. Betriebs- und Personaljugendvertreter sollten genauso unkündbar sein wie Betriebsräte.

Was erwarten wir vom 6. Bundeskongreß?

Die Jugend erwartet, daß ihre berechtigten Anliegen die Forderungen der Gesamtmithliedschaft werden. Wir hoffen, daß aus den Gewerkschaften und den DGB-Orts- und -Kreis-ausschüssen auch junge Delegierte nach Hannover entsandt werden. Man sollte Jugendarbeit nicht mit dem abgewandelten Heuss-Zitat betreiben, das da heißt: „Nun kämpft mal schön“. Durch die Delegation jüngerer Kolleginnen und Kollegen sollte die Jugend auch in die Arbeit der Gesamtheit einbezogen werden und Mitverantwortung tragen.

Es wird für die Delegierten „kein Spaziergang“ nach Hannover sein, obwohl Kongresse das eigentlich nie sind, aber diesmal sind schwere Probleme zu bewältigen. Es ist zu hoffen, daß es ein dynamischer Kongreß wird. Die Aufgaben der Gewerkschaften sind groß, und das Arbeitsfeld ist weit abgesteckt. Die Aktualisierung der Wirtschaftsfragen, allgemeine weltweite Abrüstung und Fragen einer Notstandsgesetzgebung sind Probleme, mit denen man sich auseinandersetzen muß. Hierzu muß mutig und klar Stellung bezogen werden. Edmund Duda

Die deutschen Gewerkschaften, in der Zeit des Wiederaufbaus das Hätschelkind, haben sich zu wehren gegen Diffamierungen, die nicht nur in wesentlichen Teilen der deutschen Presse, sondern auch von seiten der Regierung ausgestreut werden. Da macht man die Gewerkschaften verantwortlich für das Steigen der Preise, unterschreibt ihnen totalitäre Absichten, stempelt sie zu einer Gefahr für die Demokratie in der Bundesrepublik und möchte eine Gouvernante für sie einsetzen, die ihnen sagt, was sie zu tun und zu lassen haben. Man kann die Gouvernante auch Notstandsgesetz nennen.

Nun gibt es der Notstände viele bei uns. Da ist die Frage der Schulen und der Bildung der Jugend; da ist die Frage eines Berufsausbildungsgesetzes; da ist die Frage der gesundheitlichen Fürsorge und des Ärztemangels; da ist die Frage der Bezahlung der Angestellten bei Post und Eisenbahn, die an der Grenze des Existenzminimums leben; da ist die Frage der steigenden Konzentration in der Großindustrie, die nun wirklich zu einer politischen Gefahr für die Demokratie geworden ist; da ist das immer wieder auftauchende Begehren nach einer deutschen Atombewaffnung, um nur einige Notstände zu nennen. Das sind alles Notstände, die unsere Demokratie ungläubwürdig machen. Sie zu beseitigen, wäre eine wirklich demokratischen Politik würdig.

Die Demokratie hat die Aufgabe, die Menschen mündig zu machen. Sie hat nicht die Aufgabe, sie mit Gouvernantendemokratie zu gängeln, das widerspricht dem Geist des Grundgesetzes, das bei der Gründung der Bundesrepublik feierlich erlassen und beschworen wurde. Die Notstandsgesetze, die von der Regierung vorbereitet sind, geistern wie ein Gespenst durch alle Gewerkschaftstagen, die in den letzten Monaten stattfanden. Ihre Ankündigung ist verbunden mit den Angriffen gegen die Gewerkschaften. Es ist nicht nur die Sorge um die eigene Freiheit, sondern es ist auch die Sorge um den Bestand unseres demokratischen Staates überhaupt, die auf den Tagungen der Gewerkschaften zum Ausdruck kommt. Was diese Bundesrepublik braucht, ist nicht der Abbau demokratischer Rechte, sondern die stärkere Durchdringung unserer Gesellschaft, auch der Wirtschaft, mit demokratischem Geist. Nur allzu schnell sind mit dem Wiederaufbau die autoritären Säulen der Großindustrie und des Militärs in die alten Machtstellungen wieder aufgerückt. Nicht umsonst schreien Vertreter der Bundeswehr am lautesten nach den Notstandsgesetzen, deren Annahme durch das Parlament das militärische Denken in der Bundesrepublik noch mehr verstärken würde.

Die Delegierten des Bundeskongresses in Hannover werden ihre mahnende Stimme gegen die Notstandsgesetze erheben, nicht nur für die Freiheit der Gewerkschaften, sondern für unser ganzes Volk und den lauterer Sinn unseres Grundgesetzes. Sie werden davor warnen, den Abbau der Demokratie in unserem Staat noch weiter voranzutreiben.

Die Geschichte der Demokratie in Deutschland ist der Kampf um die Mündigkeit des Staatsbürgers. In einer Sternstunde der deutschen Gewerkschaften hat ihr damaliger Vorsitzender Carl Legien im Verein mit Millionen Gewerkschafter den Kapp-Putsch durch einen Generalstreik niedergeschlagen und die Weimarer Republik gerettet. Das war ein Beweis der Mündigkeit der Gewerkschaften.

Angesichts der Entwicklung in der Bundesrepublik könnte die Stunde kommen, wo die Gewerkschaften beweisen müssen, daß sie nicht nur aus ihren Fehlern, sondern auch aus ihren Sternstunden gelernt haben.

Hans Dohrenbusch

Skandal in Hannover

Wenige Tage nach dem hannoverschen Katholikentag, nach Wohnungsbauminister Lückes Dank an den Kanzler für die Erziehung der westdeutschen Jugend zur Demokratie, fand in Hannovers „Haus der Jugend“, Maschstraße, eine Veranstaltung des „Arbeitskreises Hannoverscher Kriegsdienstverweigerer“ statt.

Professor Wenzel sagte vor etwa 400 Zuhörern, darunter etwa 80 Bundeswehrsoldaten, die den Redner durch Pfiffe und Zwischenrufe dauernd unterbrachen:

„Der 1. September ist uns Verpflichtung! Der zweite Weltkrieg kostete 25 Millionen Gefallene, 2,8 Millionen Tote des Luftkrieges, 16,5 Millionen Umgebrachte, 29,65 Millionen Verletzte, 14 Millionen Obdachlose, 15 Millionen Heimatvertriebene, 2500 Milliarden Dollar. Die Geschichte war bisher immer nur Kriegsgeschichte. Bei der Frage, ob Kriege gerecht sind, muß man fragen, ob Kriege sinnvoll sind.“

Zu tumultartigen Unterbrechungen kam es, als er ausführte: „Ein amerikanischer General – so tolerant können Amerikaner sein – sagte vor einiger Zeit zu einem Pastor: ‚Es ist Ihre Aufgabe und Ihr Beruf, meinen Beruf unmöglich zu machen.‘“ Pfeifen, Buhrufe, anhaltende Unruhe.

Professor Wenzel fuhr fort: „Ich verlange von niemandem, der Soldat ist, daß er sich zum Pazifismus bekennt, aber ein Soldat soll ritterlich sein, besonders dann, wenn er die Freiheit verteidigt, und so ritterlich werden Sie wohl sein, daß Sie uns in Ruhe anhören.“ Tumulte, Zwischenrufe.

„Das Leid des letzten Krieges bezahlen die 17 Millionen; nicht die, die schlechte Politik machen.“ – Erneute Tumulte veranlassen Professor Wenzel zu der Feststellung: „Ich werde davon berichten, was sich schon wieder in einem Teil der deutschen Jugend tut, das ist sehr verheißungsvoll.“ Er zitierte an dieser Stelle Remarque.

Es kam erneut zu Tumulten und Zurufen, wie: „Wir müssen kämpfen!“

Professor Wenzel erwiderte: „Auch mit dem besten Idealismus kann man Werte nicht mehr mit der Waffe verteidigen. Die Verteidigung mit der Waffe ist zumindest die schlechteste Verteidigung.“

Der Referent stellte dann fest, daß die beiden großen Machtblöcke kein Interesse an der militärischen Auseinandersetzung haben, es jedoch kleine Blöcke gäbe, die das seiner Meinung nach noch immer nicht begriffen hätten. Abschließend bekannte sich Professor Wenzel zu der These Dr. Dehlers: „Wir müssen endlich aus dem Klischee des Freund-Feind-Denkens heraus.“ Wenzel zitierte auch Pastor Dr. Niemöller und Erich Kuby („Wenn es im Abendland überhaupt noch etwas Verteidigungswertes gibt, dann ist es die christliche Nächstenliebe“).

Bei der Nennung des Namens Niemöller kommt es zu Empörungsrufen. Tumult leitete über zu der Rezitation des Stückes von Wolfgang Borchert:

„Dann gibt es nur eins,
du, Mann an der Maschine ...
du, Forscher ...
du, Mutter ... – sag nein!“

Auch hierzu wiederum Zwischenrufe und Gelächter.

Nach Abschluß dieser Gedenkstunde fand ein Fackelzug zur Ruine der Ägidienkirche, Hannovers Mahnmal des zweiten Weltkrieges, statt. Die Teilnehmer drängten auf die Straße, überall auf den Bürgersteigen und an den parkenden Wagen fanden sie Flugblätter, auf denen stand:



„1941 verbluteten Soldaten fast aller europäischen Nationen vor den Toren Moskaus an den von Amerika gelieferten Waffen. – Heute zittert die Welt vor dem Bolschewismus. Und morgen?“

Sei kritisch! Denk nach! Ziehe Deine Schlüsse! Handele! Bund heimatloser Jugend (BHJ) verantwortlich: Hans Hübner, Nürnberg, Glagenhofstraße 47.

Ein Herr mittleren Jahrgangs, nach eigenen Angaben Leutnant der Bundeswehr, gab zu verstehen, daß an der Veranstaltung 80 Bundeswehrsoldaten in Zivil teilgenommen haben. (Diese Angaben sind zwischenzeitlich durch den hannoverschen Polizeipräsidenten bestätigt worden.)

Den hannoverschen Jugendpflegern, Jugendfunktionären der Verbände und zwei Peterwagenbesatzungen gelang es nur mit vereinten Kräften, die Störenfriede am Einreihen in den Demonstrationszug zu hindern. Ein Transparent der Wehrdienstverweigerer mit der Aufschrift „Friede und Freiheit durch Wehrdienstverweigerung“ wurde, um nicht zu provozieren, wieder eingerollt.

Zwischenzeitlich war es den Störtrupps teilweise doch gelungen, sich in den Fackelzug einzureihen. Andere liefen auf den Bürgersteigen nebenher. Auf ein bestimmtes Zeichen hin wurde auf den Bürgersteigen das Lied „O du schöner Westerwald“ angestimmt. Rowdies, die in den Fackelzug mit eingeschlüpft waren, sangen fackelschwenkend mit. Organisierte Sprechchöre mit „Wehrpflicht ist

Bürgerpflicht“; „Wir fordern ein 700000-Mann-Heer“; „Waschlappen“! ertönten. Auf Fußgängerüberwegen schnitten die Randalierer dem Fackelzug den Weitermarsch ab. Außerdem versuchten sie durch den Fackelzug hindurchzulaufen und ihn auseinanderzutreiben. Auf Anruf des Jugendreferenten der Hauptstadt Hannover wurde das Polizeiaufgebot verstärkt. Die Fackelträger wurden von Polizisten eskortiert. Am Straßenrand kam es zu ersten tätlichen Auseinandersetzungen, und zwar zwischen Rowdies und Polizei. Ein Mann, dessen Personalien in der Georgstraße festgestellt wurden, sprach beschönigend zu den Polizisten: „Wir wissen ja, Sie haben es mit den Halbstarcken etwas schwerer als wir, wir (die Bundeswehr) werden besser mit denen fertig.“ Und weiter ertönte es: „Ein Volk, ein Reich, ein Führer!“ und, auf den Schweigemarsch bezogen: „Spitzbart befiehlt, wir folgen dir.“

Unmittelbar neben dem hannoverschen Opernhaus wurden drei zufällig daherkommende uniformierte Bundeswehrsoldaten von dem Pöbel in die Mitte genommen, angejohlt und beklatscht. Endlich war der Zug in unmittelbarer Nähe der Ägidienkirche. Der Pöbel, etwa 200 Mann, hatte den Weg abgeschnitten und blockierte nun den Eingang in die Kirchenruine. Wie schon während des Zuges, wurden die Rowdies von dem offenen Pkw, polizeiliches Kennzeichen FH-HM 55, und dem Motorroller, Kennzeichen B-KK 274, mit Trillerpfeife und Handzeichen dirigiert.

Ein Lautsprecherwagen forderte auf: „Hier spricht die hannoversche Polizei...“ Der

Sprecher mahnte zu Ruhe und Besonnenheit. „Der Eingang zur Ägidienkirche ist freizugeben!“ Die Personalien weiterer Randalierer wurden festgehalten.

In der Ruine schloß die Gedenkfeier ab. Sprechchöre und Buhrufe vor der Kirche waren verstummt. Das Glockenspiel im Kirchturm stimmte an: „Wach auf, wach auf, du deutsches Land, du hast genug geschlafen.“

Während die Teilnehmer der Gedenkstunde durch einen Nebeneingang die Kirche verließen, strömten die Randalierer zu ihren – nur mit auswärtigen Kennzeichen versehenen – Pkws. Die Mitglieder des organisierten Krawalls stellten befriedigt fest, daß es ihnen gelungen war, die Gedenkfeier, den Schweigemarsch und die Ehrung der Toten zu stören.

Die Teilnehmer der Gedenkfeier fragten sich, ob das, was sie an diesem Abend erleben mußten, in unserer Demokratie Schule machen soll. Ältere erinnern sich an 1933.

Es ist zu fragen: Was geschieht mit den Verantwortlichen der Störtrupps? Haben die Verantwortlichen in der Bundesrepublik tatsächlich alles getan, um die Jugend zur Demokratie zu erziehen?

Eckhard Eichstädt



Blue jeans und Blaue Blume

130 jugendliche ÖTV-Mitglieder auf
Spessartwanderung

Bitte Wanderroute verlegen. Jugendgruppen erwarten euch am 8. September im Sudetenhof Lettgenbrunn/Spessart. Diese lapidaren Sätze schrieb Eugen Schackmann an vier Dortmunder Jugendvertreter, als er von deren 250-km-Urlaubswanderung durch Hessen und Bayern hörte. Wenig später hatte er 100 Kolleginnen und Kollegen der Dortmunder Jugendgruppen zusammengetrommelt, die die vier Wanderer an einem Tag durch den Spessart begleiten wollten, obwohl es in der Einladung warnend hieß: „Ihr braucht für unsere Wanderung 12 DM,

festen Schuhe, Regenmantel, gute Laune und Pflaster für eure geschundenen Großstadtfüße.“

Daß gute Laune nötig war, zeigte bereits die Omnibusfahrt durch regennasses Land von Dortmund in den Spessart. Am „Sudetenhof“ waren nicht nur die vier wanderlustigen Dortmunder zur Begrüßung erschienen, sondern auch Kollegen aus Frankfurt, Hanau und Offenbach, allen voran der hessische Landesjugendsekretär Erwin Faust, der den Aufenthalt aufs beste vorbereitet hatte und der es sich auch nicht nehmen ließ, die 20-km-Strecke im Vormarsch selbst abzuwandern, damit bestimmt keine Panne passieren konnte.

So war es kein Wunder, daß schon beim deftigen Eintopf Hochstimmung herrschte. Begeisterten Beifall gab es für das kurze Abendprogramm der Jugendgruppen der Stadtverwaltung und der Stadtparkasse. Es enthielt frische Chorlieder und freche Chansons ebenso wie Rezitationen der schärfsten politischen Verse von Kästner, Tucholsky und Mor-



genstern. Ein Farbfilm und eine Fotoausstellung zeigten – vor allem von den Lettgenbrunner Gästen viel beachtet – das Gesicht des modernen Dortmund, das nicht nur Industriemetropole ist. ÖTV-Vorsitzer Rüttel, der die Jugendgruppen in den Spessart begleitete, betonte, daß solche Aktionen echter Jugendarbeit das negative Gerede um die „heutige Jugend“ widerlegen würden. Gewiß werde man über Laienspielen und Wanderungen nicht die Gewerkschaftspolitik, das Bemühen um die wirtschaftliche Sicherheit der Arbeitnehmer vergessen. Aber alles habe seine Zeit. Die Jugend habe in dieser hektischen Epoche ein Anrecht auf Entspannung.

Der anschließende Tanz und die angeregten Diskussionen zwischen den Jugendlichen aus Westfalen und Hessen gaben allen Teilnehmern die nötige Bettschwere für das provisorische Lager im Gemeindesaal. Alle Müdigkeit war wie weggeblasen, als strahlender Sonnenschein die Wandergruppen am nächsten Morgen durch die Wälder des Spessart begleitete.

Sicher war der 20-km-Marsch – noch dazu mit einigen Hindernissen gespickt – für viele ungewohnt, aber niemand ließ sich das anmerken, und auch die vorsorglich bestellte Einsatzkolonne des Arbeiter-Samariter-Bundes mußte nur ab und zu mit Heftpflaster aushelfen. Die zünftige Mittagsrast wurde im „Gasthaus zur frischen Luft“ abgehalten. Ein Konsum-Fahrzeug brachte die Verpflegungstüten dazu mitten in den Wald. Langsamer, zum Teil barfuß, aber mit fröhlichen Liedern ging es weiter zum Ziel der Wanderung, einem uralten, romantischen Wirtshaus im Spessart, wo sich die vier Einzelwanderer für den zweiten Teil ihrer 250-km-Wanderung verabschiedeten. Die übrigen Teilnehmer setzten sich in ihre Busse; und sie waren wirklich „so richtig hundemüde“, wie es in der Einladung versprochen wurde. Daß viele von ihnen schon bei der Heimkehr nach der nächsten ÖTV-Aktion fragten, beweist den Erfolg dieser ersten Großwanderung der ÖTV-Jugend, es beweist aber auch, daß die „Blaue Blume“ der Wanderromantik in anderer, zeitgemäßer Form weiterblüht.

Fotos: Dieter G. Bosler



Lieber Hans,

nachdem ich in der letzten Nummer des „aufwärts“ die Beobachtungen und Erfahrungen unserer Kollegen in Helsinki gelesen habe, möchte ich das Bild aus eigener Erfahrung noch etwas ergänzen.

Gibt es wirklich einen Unterschied zwischen der in dem Bericht zitierten „Sympathie-Werbung für den Kommunismus“ und der massiven propagandistischen Beeinflussung, von der die drei Kollegen meinen, sie sei gar nicht so schlimm gewesen? Das Festival hat doch einen Vordergrund und einen Hintergrund.

Der Vordergrund ist die Show, bei der jungen Menschen gezeigt werden soll, daß die Ostblockstaaten in allem führend sind – sportlich, kulturell und politisch. Der Hintergrund ist die Kontaktoffensive, mit der diejenigen angesprochen werden sollen, die im Sinne der Kommunisten als einflußreich in ihren Heimatländern gelten. Die Rolle der westlichen Besucher dabei ist es, die westliche Demokratie als korrupt und verdammenswert erscheinen zu lassen – oder sie werden als Provokateure und Störenfriede abgestempelt. Daran würde sich auch nichts ändern, wenn sie sich offiziell am Festival beteiligten.

Auch ich fand die beiden Informationszentren geglückt. Aber ich kann mich nicht erinnern, von dem Leiter des Schweizer Informationszentrums, mit dem ich lange gesprochen habe, eine ähnliche Meinung gehört zu haben. Allerdings glaube ich, daß wir, falls es ein nächstes Festival gibt, doch mit einem Informationszentrum vertreten sein sollten, wie auch dies-

mal schon die IUSY, von der in Eurem Bericht merkwürdigerweise überhaupt nicht die Rede war. Der IUSY ist es aber gelungen, eine Reihe von Teilnehmern in die Bundesrepublik einzuladen, und was sie bei uns gesehen haben, war sicher nicht uninteressant für diese Gäste aus Afrika und Asien. Solche Begegnungen hier in der Bundesrepublik sind viel wichtiger als ein Festival, das nur alle paar Jahre stattfindet, und wir sollten uns vielmehr Gedanken darüber machen, wie wir Besucher aus Asien, Afrika und Lateinamerika hier zu uns in die Bundesrepublik einladen, sie mit unserem Leben und unseren Problemen vertraut machen können, damit sie sehen, wer wir wirklich sind.

Ich muß sagen, daß ich das für wichtiger und aussichtsreicher halte, als daß wir uns „überall und zu jeder Zeit mit den Kommunisten geistig auseinandersetzen“. Die Organisatoren des Festivals von Helsinki werden wir kaum davon überzeugen können, daß wir unsere Lebensform für besser halten. Es gibt auch eine Umkehrung des Antikommunismus: nämlich die Zwangsvorstellung, sich dauernd mit Kommunisten auseinandersetzen zu müssen. Es gibt aber Millionen von Menschen in der Welt, die keine Kommunisten sind und die das Gespräch mit uns suchen.

Mit freundlichen Grüßen

Manfred Jenke

Liebe Kollegen!

In der September-Ausgabe des „aufwärts“ berichten einige Kollegen vom Bundesjugendausschuß über die 8. Weltjugendfestspiele in Helsinki.

Würden jene Zeitungsleser in der Bundesrepublik, die auf Grund der Berichte ihrer Presse annehmen müssen, es habe sich dort um eine rein kommunistische Angelegenheit gehandelt, den Bericht unserer Kollegen lesen, müßten ihnen starke Zweifel an der Glaubwürdigkeit der bundesrepublikanischen Presse kommen.

Was bezweckt unsere Presse mit ihren absichtlich falschen Berichten, in denen nichts Positives zu finden ist? Will sie damit helfen, die Wiedervereinigung herbeizuführen? Soll das etwa eine neue, alte Art von Diskussionsgrundlage sein? Sind sie der Meinung, daß dadurch Ulbrichts Mauer eingerissen und das Morden an Unschuldigen verhindert wird? Geht es ihr und dem Großteil unserer Politiker darum, die Sympathie derjenigen farbigen Völker zu gewinnen, die sich noch nicht für Ost oder West entschieden haben? Auf letzteres scheint es doch, wie aus den Berichten unserer Kollegen zu entnehmen ist, in erster Linie angekommen zu sein?! Unterstellen wir ihnen einmal, sie hätten wirklich solche Ziele im Sinn gehabt, dann müssen wir ihnen sagen, daß sie genau das Gegenteil erreicht haben.

Auch ich bin der Meinung, daß es in unserem eigenen Interesse in der Auseinandersetzung mit dem Kommunismus darauf ankommt, die Sympathie der jungen, unabhängigen Völker zu gewinnen. Nur so ist es möglich, aus diesem Kampf der Ideologien als Sieger hervorzugehen.

Das 8. Festival der Jugend und Studenten hatte als Motto „Frieden und Freundschaft“. Jugendliche aus allen Ländern hatten die Möglichkeit daran teilzunehmen, zu diskutieren, Meinung gegen Meinung zu stellen. Verbindungen zu Jugendlichen aus anderen Ländern konnten aufgenommen werden. Der Osten, als Hauptinitiator des Festivals, hat diese Möglichkeit genutzt. Wir nicht. Schade!

Zum Schluß möchte ich unseren Kollegen und der Redaktion „aufwärts“ für diesen mutigen Bericht der „verpaßten Möglichkeiten“ danken. Ich glaube, er erfüllt nur dann seinen Zweck, wenn wir daraus lernen.

Und – laßt uns offensiv werden!

Klaus Baumruck,
Jugendleiter, Offenbach a. M.

Mit Interesse las ich Ihren Bericht „Reisender, kommst du nach Spanien“. Hierzu möchte ich meine Eindrücke schildern: Von Südfrankreich fuhr ich an der Küste Spaniens entlang nach Barcelona. Und was ich da sah, war erschütternd. Hinter ordentlichen, hohen Mauern verborgen lagen da elende Hütten, zusammengebaut aus allem Möglichen. Die nur spärlich beleuchteten Zimmer enthielten fast immer außer einem Tisch, Schrank und einem Holzgestell aus Bett keine anderen Einrichtungsgegenstände. Alles sah trostlos aus. Genau wie die Menschen, die in diesen Unterkünften leben müssen. Bettelnde Kinder waren ein alltäglicher Anblick.

Und neben diesen Elendsvierteln protzten die prächtigen Hotels für die Touristen. Welch ein Gegensatz!

Rosemarie Schmidt

Trottel des Atomzeitalters?

Die Ferien sind vorüber. Millionen Jungen und Mädchen sitzen wieder über ihren Heften und Büchern. Und Millionen Eltern haben wieder Sorgen mit der Schule. Denn nicht Intelligenz und Fleiß allein entscheiden darüber, was aus unseren Kindern wird. Allzuoft regiert der Zufall, der Zufall, in welchem Bundesland man zu Hause ist. Ob es zu den „bildungsfreudigen“ gehört und etwas für seine Schulen tut, oder ob es in alten, längst überholten Geleisen fährt.

Immer noch ist die deutsche Schule das Stiefkind der Nation. Besonders schlimm, daß nicht Leistung und Begabung darüber entscheiden ob ein Kind Schulen und Universitäten besucht, sondern der krasse Zufall. In Berlin beispielsweise haben nahezu neun von 100 aller 19jährigen jungen Leute die Oberschule bis zum Abschluß durchgemacht, im Saarland dagegen sind es noch keine 4 v. H. Warum? Sind die Saarländer dümmer?

Keineswegs. Nur haben sie zu wenig Möglichkeiten, auf eine höhere Schule zu gehen. Erziehung und Bildung sind nämlich bei uns davon abhängig, in welchem Bundesland ein Kind aufwächst. Nicht was es kann und leistet entscheidet über seine Zukunft, sondern wo es zufällig zu Hause ist!

Zwei prominente Wissenschaftler, die Professoren Edding und Carnap von der Frankfurter Hochschule für Pädagogik, haben in einer bedeutungsvollen Untersuchung nachgewiesen, daß wir in der Bundesrepublik von der Bildungsdemokratie noch weit entfernt sind. Sie fragen: Gibt es „schlaue“ und „dumme“ Bundesländer? Darf man von doofen Rheinländern, aber klugen Hessen sprechen? Können die Pfälzer nicht denken?

Fragen, die man gewiß verneinen darf. Dennoch aber ist es Tatsache, daß das teilweise ländliche Hessen mit 6,4 v. H. Abiturienten unter den jungen Leuten eine weitaus höhere

Quote aufweist als seine Nachbarländer. Keine zufällige Erscheinung, denn bei den Mittel- und Realschulen ist es nicht anders. In Bayern, Nordrhein-Westfalen und Rheinland-Pfalz besuchen wenig mehr als ein Fünf-

tel der 13jährigen die Mittel- oder höhere Schule. In Schleswig-Holstein dagegen sind es 34 v. H. Und in Westberlin sogar rd. 40 v. H. Warum gehen von den 16jährigen Saarländern lediglich 19 v. H. in Vollzeitschulen, von den

gleichaltrigen Schleswig-Holsteinern aber 24 v. H.?

Warum machen in Rheinland-Pfalz nur 4 v. H. der männlichen Jugend das Abitur, in benachbarten Hessen aber 8 v. H.?

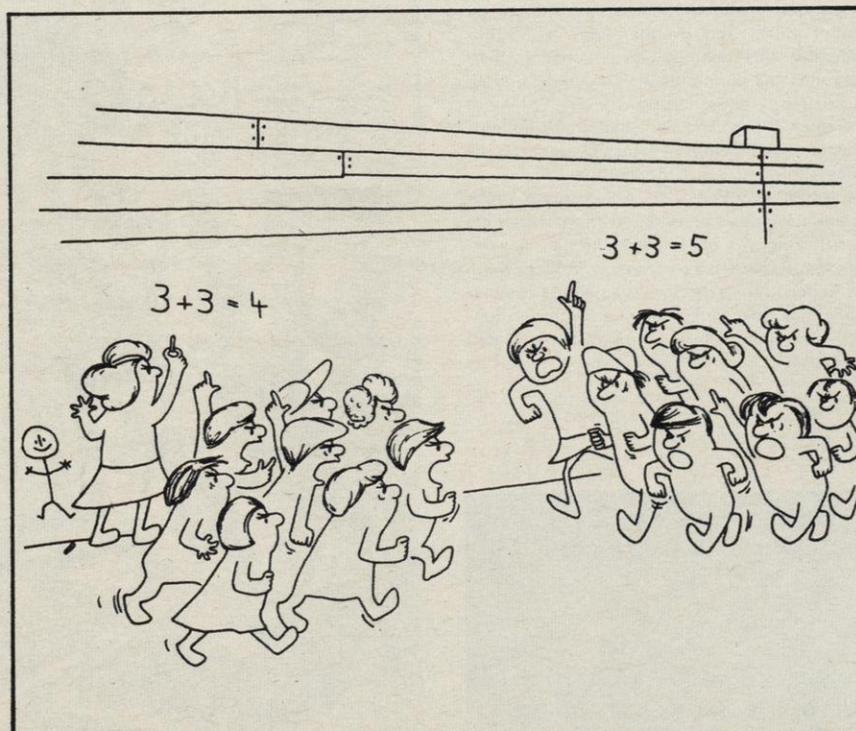
Was die Frankfurter Professoren feststellen, sollte die Bonner Politik aufhorchen lassen. Denn nicht etwa der Unterschied zwischen Stadt und Land oder der Unverstand uninteressierter Eltern tragen die Schuld daran, daß so viele Begabungen verkümmern. Auch zeigen zahlreiche Beispiele, daß der gewaltige Bildungsunterschied zwischen den einzelnen Bundesländern keineswegs eine Folge mangelhafter Begabung einzelner Volksstämme ist.

Nein, der Aufstieg im Leben und die Chance, sein Können frei zu entfalten, wie es das Grundgesetz verlangt, wird einem Großteil unserer Jugend nur darum vorenthalten, weil eine allzu bequeme Bürokratie viel zu wenig tut für unsere Schulen, Universitäten und Lehranstalten. Hier liegt der Grund, warum die Intelligenz hunderttausender Bauern- und Arbeiterkinder unentdeckt und ungenutzt bleibt!

In den Vereinigten Staaten und in der Sowjetunion erreichen gegenwärtig mindestens 20 v. H. jeden Jahrgangs die Hochschulreife. In der Bundesrepublik aber sind es noch keine 6 v. H. Wenn die Entwicklung so weitergeht, werden wir künftig nicht mehr die Entdecker, sondern die Trottel des Atomzeitalters stellen!

Gelänge es uns dagegen, beispielsweise die Berliner Bildungsziffern bis 1970 zum Bundesdurchschnitt zu erheben, würde sich allein die Abiturientenzahl der Bundesrepublik von 51000 auf 61000 erhöhen. Die um den Führungsnachwuchs in unserem Lande Bemühten wissen, welche Kräftigung des deutschen Wirtschaftspotentials davon ausging!

W.





19. Jahrhundert im Bergwerk

Die Nationalversammlung in der Frankfurter Paulskirche war die Hoffnung vieler Deutschen. Aber ihre Mehrheit war reaktionär. Die Minderheit ging auf die Barrikaden und unterlag.

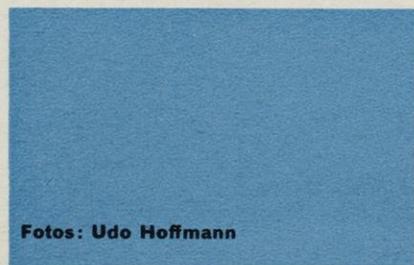
Was die Ausstellung „Beispiel Ruhrgebiet“, die von der IG Metall anlässlich ihres 7. Verbandstages in Essen gezeigt wurde, besonders auszeichnete, ist der Mut, mit dem die jungen Grafiker, Fotografen, Publizisten und Techniker an die ihnen gestellte Aufgabe herangingen und sie vorbildlich lösten. Was sie zeigten, ist nicht nur ein Abriß der industriellen Revolution, der Kampf der arbeitenden Menschen um die primitivsten Menschenrechte, ein Weg durch wirtschaftliche Ausbeutung und politische Rechtlosigkeit, sondern auch der Weg durch Irrtümer und Niederlagen, aus denen sie sich immer und immer wieder erhoben, um neu den Kampf aufzunehmen, der vom rechtlosen Lohnsklaven zum demokratischen Staatsbürger führte. Hart und kompromißlos sind die Bilder und Texte, die gezeigt wurden. Ein Bild deutscher Geschichte mit Rechtlosigkeit, Krieg Hunger und Elend, Faschismus und Zwiespalt in den eigenen Reihen, aber auch ein Bild grenzenlosen Mutes, ein Bild vieler Opfer und der Kraft der Solidarität.

Es ist heller geworden. Die Wohnungen sind nicht mehr Höhlen, der Hunger ist gebannt, die Arbeitszeit ist kürzer und menschenwürdiger geworden, im Schwarz des Ruhrgebietes leuchten grüne Oasen.

Zwar ist durch den eisernen Willen Hans Böcklers der erste Schritt getan, um die Vorrechte der Großindustriellen zu brechen. Es genügt nicht. Otto Brenner sagte zur Eröffnung der Ausstellung: „Es ist unsere Überzeugung, daß die politische Demokratie zu einer dauernden Sicherung der Freiheit nicht ausreicht. Sie bedarf der Fundierung im wirtschaftlichen Bereich, in erster Linie durch die Mitbestimmung der Arbeitnehmer.“

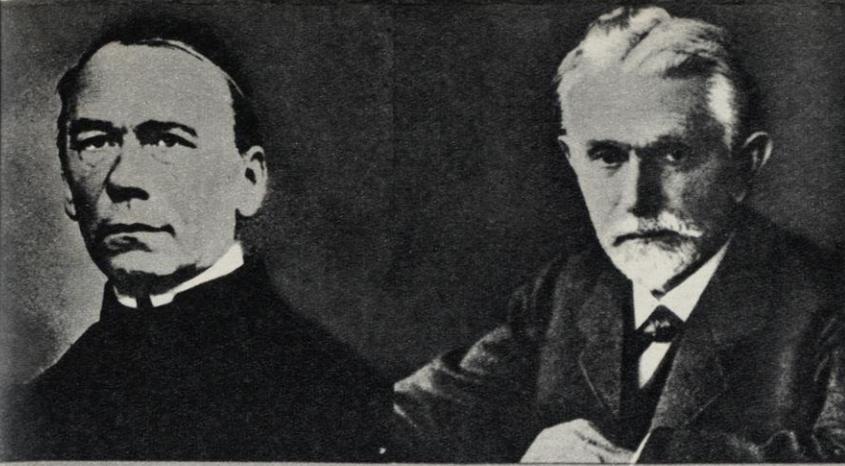
„aufwärts“ widmet der Ausstellung sechs Seiten, um damit einen Querschnitt durch die Ausstellung und die Entwicklung der Gewerkschaften zu geben. Es wäre zu begrüßen, wenn die Bilder und Texte der Ausstellung in einer Broschüre oder einem kleinen Buch den jungen Gewerkschaftern zugänglich gemacht würden.

Hadobu



Fotos: Udo Hoffmann





Adolf Kolping (1811-1865): Die Gesellen müssen sich organisieren. Kolping gründete 1836 den ersten Gesellenverein.

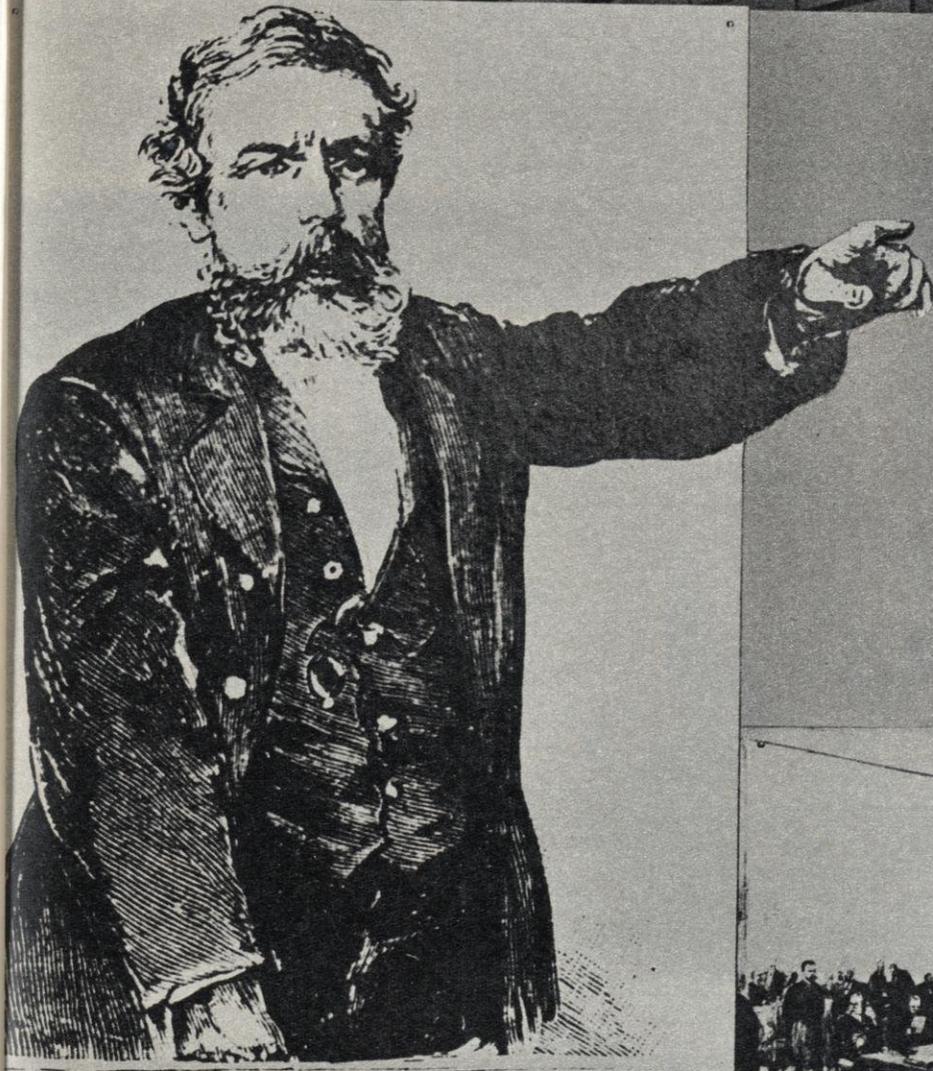
August Bebel (1840-1913): „Der diesen sogenannten Wohlfahrtsvereinigungen zugrunde liegende Gedanke kommt darauf hinaus: Der Arbeiter ist unmündig. Die Arbeiterausschüsse sind ein Feigenblatt des Kapitalismus.“

- 1858: Im Verein für Handlungskommiss konstituiert sich zum erstmalig eine Interessenvertretung der kaufmännischen Angestellten.
- 1865: Der erste deutsche Arbeiterverein wird durch Lassalle gegründet.
- 1865: Die ersten Gewerkschaften entstehen.
- 1877: In 30 Gewerkschaften sind knapp 50 000 Arbeitnehmer organisiert.
- 1885: Verein zur Vertretung der Interessen der Arbeiterinnen ins Leben gerufen.
- 1904: Die technischen Angestellten schlossen sich zum Bund der technisch-industriellen Beamten zusammen.
- Bis 1810 gab es fünf Streik-Unterstützungskassen; 1840 waren es schon 26 Kassen 1845 gab es 56 Streik-Unterstützungskassen.
- 1871 streikten in Chemnitz 8 000 und in Nürnberg 3 000 Metallarbeiter.
- 1872 streikten 16 000 Bergarbeiter an der Ruhr.
- 1885 streikten 50 000 Konfektionsarbeiter in Deutschland.
- 1889 streikten 90 000 Bergarbeiter an der Ruhr.
- 1845 gab es in Deutschland 54 Konsumvereine mit 6447 Mitgliedern.
- 1885 gab es in Deutschland 162 Konsumvereine mit 120 150 Mitgliedern.



Ferdinand Lassalle (1825-1864): Frieden schließen mit dem Staat der anderen? Der Versuch scheiterte.

1890



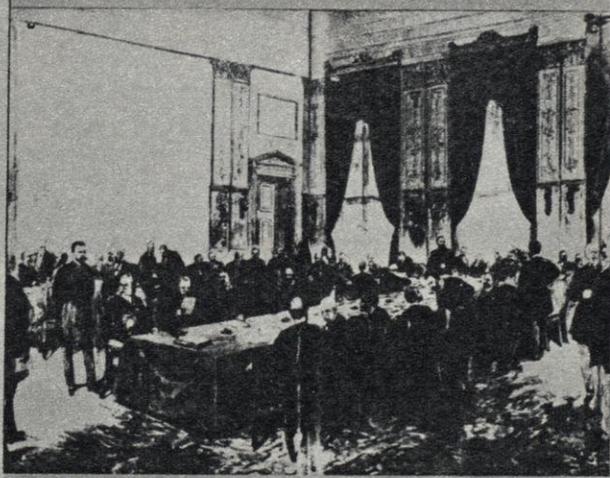
Wilhelm Liebknecht (1826-1900): Wir brauchen Gewerkschaften, mehr Gewerkschaften und starke Gewerkschaften.

„Die Vertreter der Arbeiterschaft sollten, um den sozialdemokratischen Einfluß fernzuhalten, nicht von den außerbetrieblichen Arbeiter- und Gewerkschaften, sondern innerhalb jedes Betriebes gewählt werden, sofern er wenigstens 5 Betriebsangehörige hat.“
 (Kaiser Wilhelm II. in der Kronratsitzung am 24. Januar 1890)

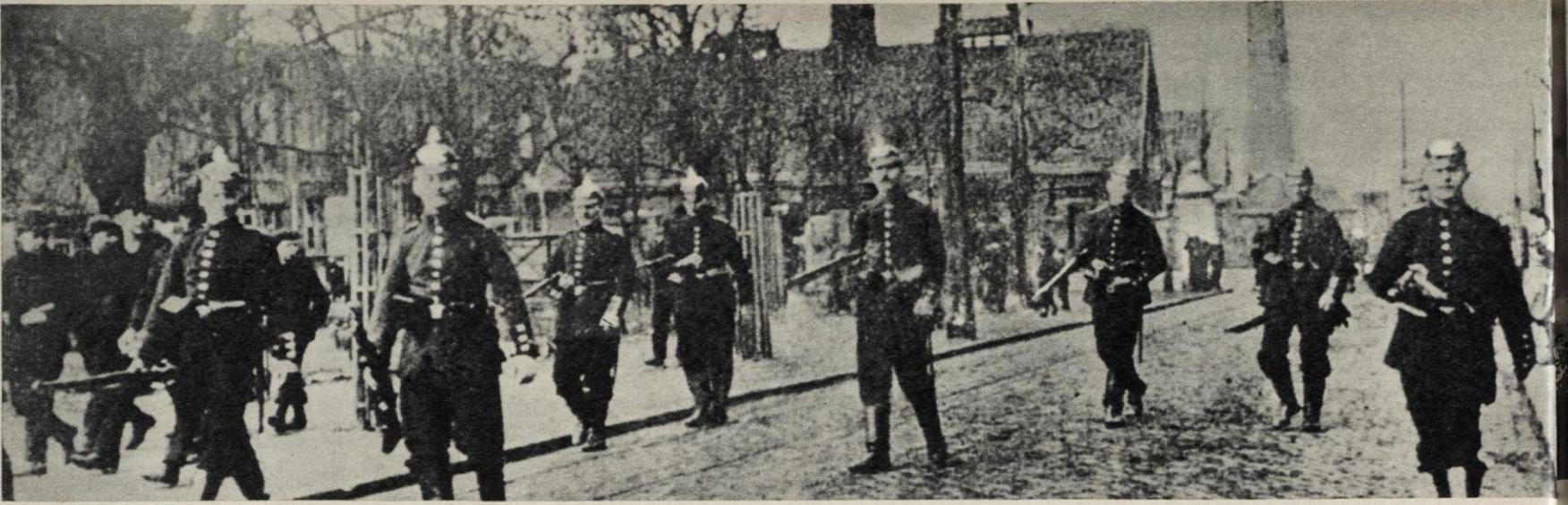
„Von der Tätigkeit der Arbeiterausschüsse ist wenig zu berichten. Der Ausschuß eines der größten Werke des Bezirks hat sich wegen Mangels an Interesse des Fabrikleiters und bei fehlendem Vertrauen der Arbeiter wieder aufgelöst.“
 (Bericht der Gewerbeaufsichtsbeamten für Preußen 1893)



Bismarcks Entlassung bedeutete auch die Entlassung der Arbeiterbewegung in die Legalität. Der Lebensstandard verbesserte sich. Der Preis dafür war hoch: Deutschland rüstete auf.



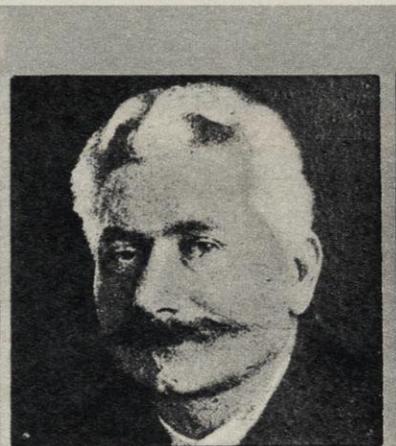
Die Regierungen begannen unter dem Druck der Volksmassen, sich um die sozialen Belange der Arbeitnehmer zu kümmern. 1. Internationale Arbeiterschutzkonferenz in Berlin, April 1890.



Der größte Streik im Europa des 19. Jahrhundert fand in Belgien statt. 90 000 Kumpels streikten für besseren Lohn und gerechtere Behandlung. Militär marschierte auf und schoß. Es floß Blut.

Streikübersicht 1800 bis 1918

1800-1843:	38 Arbeitsniederlegungen	
1844-1847:	9 Arbeitsniederlegungen	
1848:	40 Streiks	
1849-1856:	40 Streiks	
1857:	41 Streiks	
1858-1862:	22 Streiks	
1890:	226 Streiks,	38 536 Streikende
1896:	483 Streiks,	128 808 Streikende
1899:	976 Streiks,	100 779 Streikende
1900:	1 500 Streiks,	151 888 Streikende
1905:	2 657 Streiks,	526 810 Streikende
1910:	3 228 Streiks,	369 809 Streikende
1912:	2 834 Streiks,	481 094 Streikende
1913:	2 464 Streiks,	311 048 Streikende
1914:	1 225 Streiks,	95 140 Streikende
1915:	141 Streiks,	12 866 Streikende
1917:	562 Streiks,	451 461 Streikende
1918:	775 Streiks,	1 304 248 Streikende



Karl Legien (1861-1920), der erste Vorsitzende der zusammengeschlossenen deutschen Gewerkschaften. 1914 führte er 1 500 000 Gewerkschafter.

Was nicht möglich war, solange Frieden herrschte, wurde im Kriege möglich: Staat und Regierung erinnerten sich jener, die aus Staat und Regierung ausgespart und verlegt worden waren. 1916 wurde ein Gesetz verabschiedet, das die Arbeitnehmer erstmals an der Verantwortung am Arbeitsplatz beteiligte. Die Zustände waren gering. Der Dank des Vaterlandes an die Arbeitnehmer, die in Ostpreußen, Flandern und Italien verblieben, sollte nach dem Krieg abgestattet werden. Aber der Krieg ging verloren.

Die Zeit der Verfolgung stärkte die Arbeiterschaft. Die Solidarität wuchs. Schon aber tauchte die Frage auf, ob es galt, in den bestehenden Staat hineinzuwachsen oder ob ein neuer Staat zu schaffen war. Rosa Luxemburg: „Der Streik der Bergarbeiter an der Ruhr zeigte ihnen, daß sie von der Regierung höchstens Bajonette zu erwarten hatten. Er zeigte ihnen aber auch, daß es ihrer eine gewaltige Menge gibt, daß sie, wenn sie geschlossen hervortreten, eine gewaltige Macht bilden.“ 90 000 streikten 1889 an der Ruhr, Militär griff ein. Fünf Bergarbeiter wurden ermordet, zahllose verletzt und eingekerkert. Noch im gleichen Jahr wurde die Bergarbeitergewerkschaft gegründet. Und die Partei, die eine neue Gesellschaftsordnung schaffen wollte, wurde von Wahl zu Wahl stärker.

1914

„Erst die Sozialdemokraten abschließen, köpfen und unchristlich machen, wenn nötig per Blutbad, und dann Krieg nach außen führen, aber nicht vorher und o tempo.“
 (Kaiser Wilhelm II. nach Aufzeichnungen von Reichkanzler Fürst von Bülow)

„Ich wiederhole, ich kenne keine Parteien mehr, ich kenne nur Deutsche.“
 (Kaiser Wilhelm II. Thronrede zum Kriegsbeginn 4. August 1914)

„Das machen wir wahr, was wir immer beten haben. Wir lassen in der Stunde der Gefahr das Vaterland nicht im Stich.“
 (Abgeordneter Haase für die SPD, Begründung der Zustimmung zu den Kriegskrediten, 4. August 1914)

„Wir denken gar nicht daran, ihnen zu Leibe zu gehen, falls Sie keine Schwierigkeiten machen; denn wir sind froh, große Organisationen der Arbeiterklasse zu haben, auf die sich die Regierung bei den notwendigen Hilfsaktionen stützen kann.“
 (Vertreter des Innenministeriums zu Gewerkschaftsführern, 2. August 1914)

Munitionsstreik 1917 in Berlin. Auch ein Matrose marschierte mit. Aber erst ein Jahr später sprang der revolutionäre Funke auf die Marine über.



Rosa Luxemburg wurde im Januar 1918 von der Soldateska ermordet



Kriegstretwilliger, 1914.



Es lebe die erste deutsche Republik. Philipp Scheidemann verabschiedet die Monarchie.
 Das Reich zerbrach 1918. Die Republik entstand. Die herrschende Klasse war nicht in der Lage, nach der Konkursanmeldung den Nachlaß zu verwalten. Die Arbeitnehmer wurden gerufen. Sie meldeten sich zur Stelle. Sie bauten auf, was andere zerstört hatten.



Die Totschläger-Brigaden der Freikorps marschierten schon beim Kapp-Putsch 1920 unter dem Hakenkreuz. — Brigade Ehrhardt.

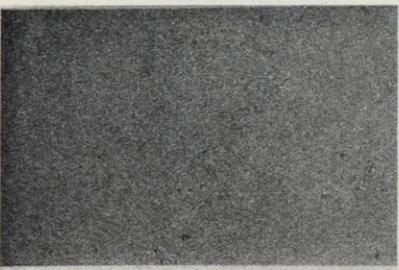
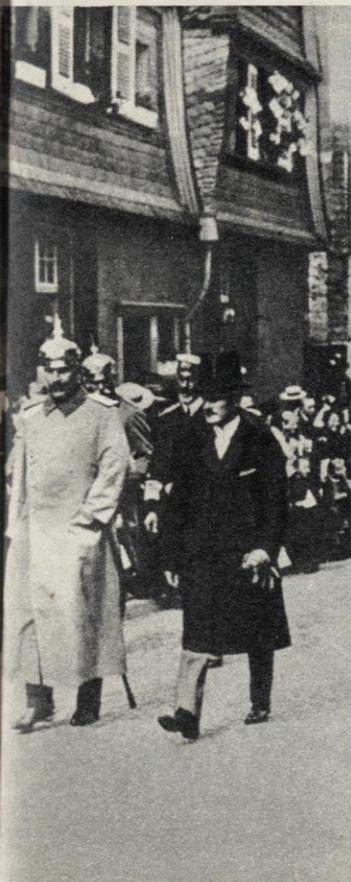
Der Putsch wurde von den Gewerkschaften unter Führung von Carl Legien niedergeschlagen



Der Widerstand der Arbeitnehmer gegen die zunehmende Faszisierung des öffentlichen Lebens war schlecht organisiert, die Arbeiterschaft gespalten. Die Gruppen der Rechten aber schlossen sich immer enger zusammen. — Straßenkämpfe 1930.



Der Zusammenschluß der Kräfte der Demokratie kam zu spät. Eisene Front und Reichsbanner konnten das Unheil nicht aufhalten. — Antifaschistisches Plakat 1932.



Wilhelm II. besucht Krupp'sche Arbeitersiedlungen in Essen 1912. — „Es soll eine ‚Süddeutsche Korrespondenz‘ in Karlsruhe erscheinen, die Nachrichten über die Tätigkeit und Arbeit E. M., über Marine, Militär, Finanzfragen, Auswärtige Angelegenheiten usw. in einer Form bringt, daß Eure Majestät gewissermaßen im Mittelpunkt der Nachrichten stehen.“
 (Brief Alfred Krupps an Wilhelm II., 25. August 1897, mit Vorschlag einer gelenkten Presseagentur)

Hitler besucht Krupp von Bohlen und Halbach in Essen 1940. — „In der Zusammenarbeit mit dem Führer fand Krupp von Bohlen die Erfüllung der Gedanken, die ihm in den Zeiten des nationalen Tiefstandes und der wirtschaftlichen Ohnmacht den Glauben an die Zukunft erhalten hatten.“ (Krupps Hausbiograph Berdrow 1937)

Vortrag
Adolf Hitlers
 vor westdeutschen Wirtschaftlern
 im Industrie-Klub zu Düsseldorf
 am 27. Januar 1932
 Verlag Frg. Eher Nachf., G.m.b.H., München



Die Finanzierung der NSDAP durch die Ruhr-Industrie ist gerichtsnotarisch. Thyssen gab vor dem Nürnberger Kriegsverbrecher-Prozess zu, daß Hitler jährlich 10 Millionen Reichsmark erhielt. Die NSDAP besetzte ihre Führung im Revier entsprechend den Wünschen der Industrie. Das Wirtschaftsprogramm der NSDAP wurde gemäß den Wünschen der Industrie umgearbeitet. Im Frühjahr 1931 beschlossen die Bergbau-Industriellen in Essen eine regelmäßige Umlage zur Finanzierung Hitlers. — Hitler wird in Düsseldorf von Dr. Vögler (Vereinigter Stahlwerke) und Thyssen empfangen.

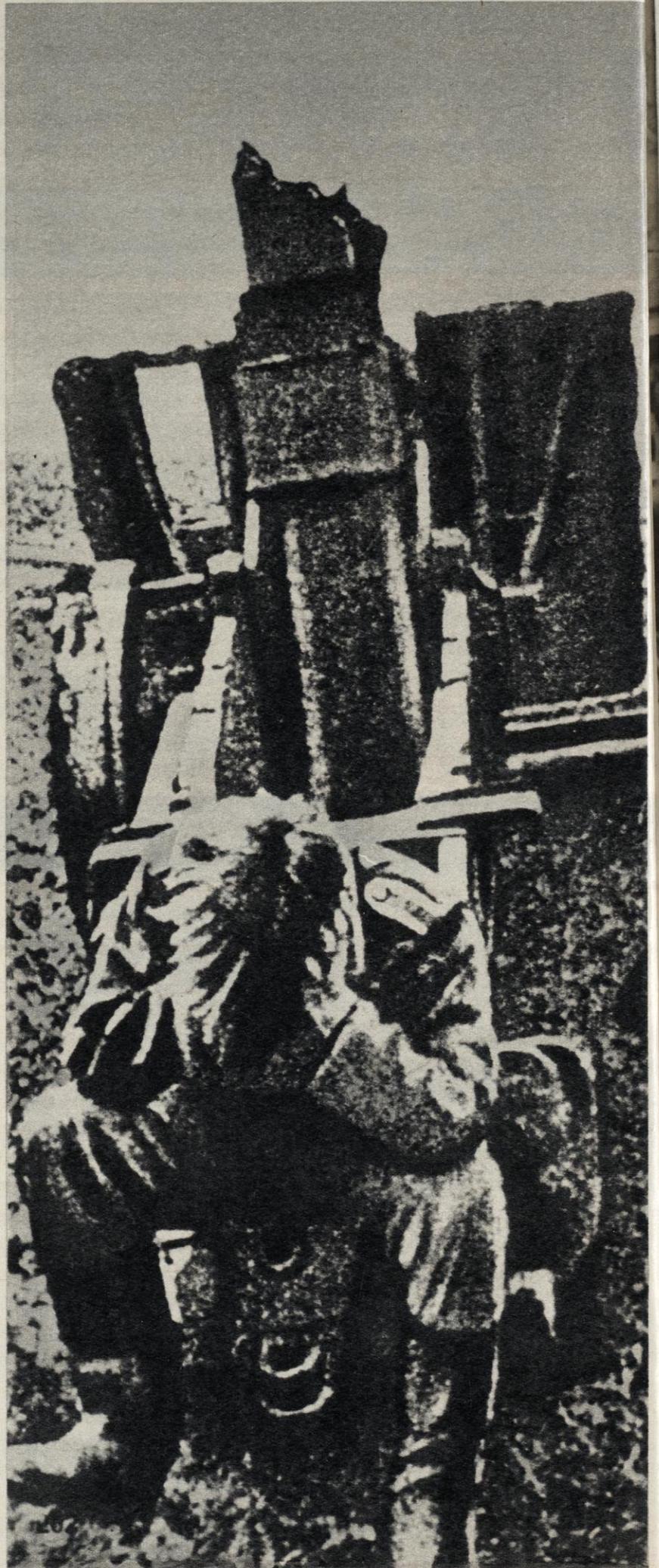


Nach nationalsozialistischen Angaben arbeiteten im Mai 1939 rund 2,4 Millionen Menschen in Rüstungsbetrieben. 1941 wurde diese Zahl mit 5,3 Millionen Menschen angegeben. Dann fehlen alle Daten.

Im Jahre 1944 teilten das Los der faschistisch-kapitalistischen Ausbeutung 36 Millionen deutsche Arbeitnehmer mit 5,4 Millionen Zwangsarbeitern aus der Sowjetunion, aus Polen, Frankreich, der Tschechoslowakei, aus Holland, Belgien und Italien.

„Die Versuche über ein besonders herzustellendes Russenbrot haben ergeben, daß die günstigste Mischung sich aus 50 Prozent Roggenbrot, 20 Prozent Zuckerrübenschnitzel, 20 Prozent Zelmehl und 10 Prozent Strohmehl oder Laub ergibt.“

(Protokoll der Konferenz beim Reichsernährungsminister vom 24. November 1941)





1945

Deutscher Gewerkschaftsbund gegründet

Bielefelder Gewerkschaftskongreß fordert Sozialisierung / Hans Böckler wurde Zonenvorsitzender

Bielefeld, 24. April. (Eigenbericht.) Der erste Kongreß der Gewerkschaften in der britischen Zone führte am Mittwoch in Bielefeld zur Gründung des „Deutschen Gewerkschaftsbundes“ (DGB), dem auch die deutsche Angestellten-Gewerkschaft angeschlossen ist.

Zum ersten Vorsitzenden der neuen Organisation wurde Hans Böckler gewählt und zu seinen Stellvertretern Albin (Hannover) und Matth. Pöcker (Bielefeld) ernannt. Hans Böhm (Bielefeld) und Hermann Hoff (Nienburg) wurden beiseitigt, während zu unbesoldigten Mitgliedern Wilhelm Petersen, Hannover, August Schmidt, Bochum, Hans Jahn, Bielefeld (Verkehr), Hermann Kaule, Herford (Textil), Otto (Chemie), Wlth. Dörr, Hannover (Metall) gewählt wurden. In dem Referat über

politik aufzutreten, die uns aus der heutigen Not herauszuführen sollen. Die krisenhafte Zuspitzung, wie wir sie in diesem Winter und Frühjahr erlebt haben, sei von den Fachleuten und verantwortlichen Stellen vorausgesehen worden. Aber die Aufspaltung in Länder und Zonen und die unzulängliche Kompetenz deutscher Zentralinstanzen hätten ein rechtzeitiges Durchgreifen und Handeln erschwert.

„Ein Veto eines Landes legt die gesamte Verwaltung lahm, wie es in den letzten Wochen geschehen ist“, betonte Dr. Agartz. „Inzwischen ist dem Zentrals

rat Dr. Agartz aus. Eine Demokratie, die durch Bejagung und Besatzungsmacht garantiert wird, kann keine Lebensdauer haben, wenn die gegenwärtigen Zustände den verelenden Massen jede Politik als sinnlos erscheinen lassen. Aus dem Zusammenbruch des kapitalistischen Systems, der im ganzen europäischen Raum sichtbar ist, sind Konsequenzen zu ziehen.“ (Schluß auf Seite 2)

Große Landst

Die „Polonisierung“ in den

Breslau, 23. April. (DPD-Report unter polnischer Verwaltung stehendes am Mittwoch ein Reuters-Korrespondent



„Die Zusammenballung wirtschaftlicher Macht zeigt sich in erster Linie in der Bergwerks-, eischaffenden und chemischen Großindustrie, welche in einer Weise untereinander verflochten sind, die mit dem öffentlichen Interesse nicht mehr vereinbar ist.“

(Dr. Adenauer im NRW-Landtag, 4. März 1947)

Im Jahre 1938 kontrollierten die Vereinigten Stahlwerke und sechs weitere Konzerne die deutsche Stahlindustrie. Die Produktion dieser sieben Unternehmungen umfaßte 76 Prozent der deutschen Rohstahlerzeugung.

Im Jahre 1952 kontrollierten die 13 Nachfolger der Vereinigten Stahlwerke und sieben weitere Konzerne die deutsche Stahlindustrie. Die Produktion dieser zwanzig Unternehmungen umfaßte 93,9 Prozent der deutschen Rohstahlerzeugung.

Vor der Währungsreform am 20. Juni 1948 lagen auf den deutschen Sparkassen

45 191,1 Millionen Reichsmark Guthaben (31. März 1948).

Nach der Währungsreform lagen auf den deutschen Sparkassen

2 195,0 Millionen DM Guthaben (31. Dezember 1949).

Vor der Währungsreform betrug das Aktienkapital von 2241 westdeutschen Aktiengesellschaften

12 030,0 Millionen Reichsmark (20. Juni 1948).

Nach der Währungsreform betrug das Aktienkapital der 2241 westdeutschen Aktiengesellschaften

10 119,0 Millionen DM (21. Juni 1948).

Der Verlust für den Sparer betrug also 95,1 Prozent. Der Verlust für die Aktionäre 14,0 Prozent.

Die Umtauschquote für den westdeutschen Normalverbraucher war bei Spareinlagen 100 RM zu 4,50 DM.

Die Umtauschquote für den westdeutschen Aktionär war bei Aktienkapital im Durchschnitt 100 Reichsmark zu 97,— DM.

„NACH DEM ERLASS DES MITBESTIMMUNGS-GESETZES WERDEN DIE AUFSICHTSRÄTE IN DEN BEIDEN GRUNDSTOFFINDUSTRIEN KÜNFTIG PARITÄTISCH BESETZT SEIN. AUSSERDEM ERHÄLT JEDER BETRIEB EINEN ARBEITS-DIREKTOR ALS GLEICHBERECHTIGTES VORSTANDSMITGLIED. DAMIT IST IN DER STAHL- UND EISENINDUSTRIE UND IM BERGBAU EIN ERSTER SCHRITT AUF DEM WEGE ZUR NEUORDNUNG DER DEUTSCHEN WIRTSCHAFT GETAN. DIE ÜBRIGEN WIRTSCHAFTSZWEIGE WERDEN FOLGEN MÜSSEN.“

Letzte Ansprache des Vorsitzenden des Deutschen Gewerkschaftsbundes, Hans Böckler am 30. Januar 1951.





Hollands Jugend nimmt Abschied vom Sommer

Hollands Jugend traf sich zu einem ganz großen Fest, mit dem sie vom Sommer Abschied nahm. Und da dieser Sommer 1962 wirklich selten die Gelegenheit bot, Hochsommerkleider zu tragen, kamen sie zu diesem speziellen Reit- und Springturnier doch noch zu Ehren. Dazu selbstgebastelte große weiße Hüte. Handschuhe und Sonnenschirme fehlten nicht beim konservativen Turnierkostüm. Es hat die jungen Damen oft viel Arbeit gekostet, und die vorgetäuschte und oft auch sehr gelungene Eleganz durfte auf keinen Fall zuviel Geld kosten. Die Kleider konnten ruhig von einem Geschäft geliehen sein, das solche Kleider für Hochzeiten usw. in Vorrat hat.

Reportage von Leonard Freed



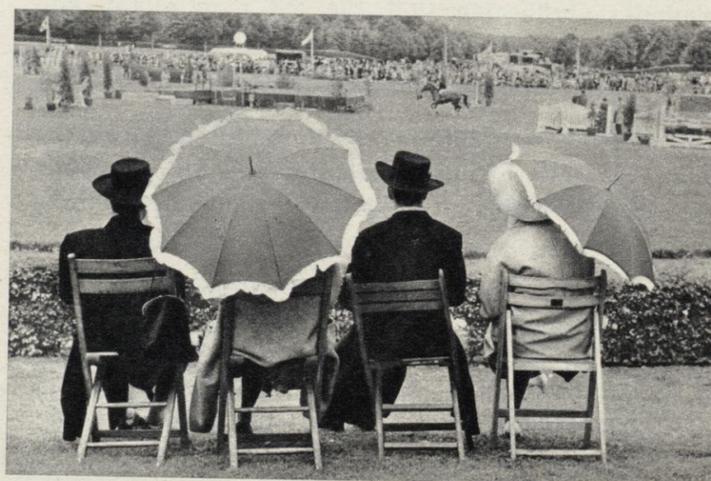
Vorschriftmäßige Besucher des Reit- und Springturniers. Der einäugige Gucker ist das Tüpfelchen auf dem i.

Und wo der Geldbeutel den Gang zum Leihgeschäft nicht erlaubte, wurde ein schicker Mantel aus Krepp-Papier mit beipassendem Hut genäht. Erlaubt war alles, nur mußten die Ideen originell sein.

Auf dem Turnierplatz saßen die jungen Damen mit ihren selbstgebastelten Sonnenschirmen, und obwohl es manchmal mehr nach Regen als nach Sonne aussah, gehörten doch eben Sonnenschirme zu einem solchen Ereignis. Die jungen Herren kamen uns besonders elegant vor. Nach genauer Information konnte man erfahren, daß manche mit Leuten von den Kleiderkammern des Stadttheaters befreundet sind.

Ein Picknick für Freunde und Studenten aus anderen Städten auf dem Rasen des Turnierplatzes. Die Blumensträuße der jungen Damen und die Hüte der Herren lagen auf den weißen Damast-Tischdecken. Die Jungen selbst fungierten als Ober, die jungen Damen ließen sich gern von ihnen bedienen, und sie wollten an diesem Tag nur eins sein: eine ganz große Dame.

Ganz ernst nehmen können sie sich selbst nicht. Es werden jedes Jahr neue Spiele ausgedacht, oder vielleicht sind es auch jedes Jahr dieselben, doch lachen kann man immer wieder darüber, wenn man denkt, daß plötzlich eine Stockspitze durch den Hutdeckel stoßen könnte.



Zukunft ohne Orakel und Sterndeutung

Kein Buch für Schwarzseher
Fritz Baades Analyse des Jahres 2000

Die Frage nach ihrer Zukunft hat die Menschen und die Völker aller Zeiten beschäftigt. Göttliche Orakel oder die Sterne wurden befragt, um zu erfahren, was zu erwarten stand. Auch heute bewegt die Menschen der Welt die Frage um ihre Zukunft, und auch heute schwingt in dieser Frage nicht weniger als früher eine Sorge, ja Angst mit. Heute wird die öffentliche Meinung dank der Arbeit der Kommunikationsmittel von sehr konkreten Vorstellungen geplagt: die Gefahr eines dritten, und zwar atomaren Weltkrieges, die Gefahr einer Überbevölkerung der Welt – vor allem der „farbigen“ Welt, die Sorge um die Reserven der Erde an Nahrungsmitteln, Rohstoffen und Energiequellen. Diesen sehr konkreten Sorgen vor der Zukunft tritt der Wissenschaftler und Politiker seinerseits mit mehr oder weniger konkreten Argumenten entgegen. Für alle Fragen, die uns heute bewegen, wissen die Experten teils optimistische, teils pessimistische Antworten zu geben, die indessen nicht immer frei von Ideologien sind und somit mehr dem Wunsche als den Realitäten entsprechen. Über allem steht heute die Frage, wer in dem Wettkampf zwischen Ost und West um die Zukunft der Menschheit die größeren Chancen, wer den längeren Atem hat. Die gefährliche Ost-Minus-West-Gleich-Null-Ideologie hat nicht zu überzeugen vermocht. Der Sowjetblock ist eine eigene Kraft geworden und hat eine Eigendynamik entwickelt. Es besteht wirklich ein Wettbewerb, ein Wettlauf zum Jahre 2000, dessen Ausgang durchaus ungewiß ist.

Es ist der Weltwirtschaftler Professor Dr. Dr. h. c. Fritz Baade, der diesen Wettlauf zum Jahre 2000 zum Thema eines Buches gemacht hat, das seit seinem Erscheinen bereits die vierte Auflage erlebt hat und in zahlreichen Sprachen übersetzt wurde*). Der Autor vereinigt in sich eine Fülle von Eigenschaften, Fähigkeiten und Erfahrungen eines langen und bewegten Lebens, die ihn vielleicht mehr als manchen anderen berechtigt, zu diesem Thema zu sprechen. Baade ist Bundestagsabgeordneter in der Fraktion der SPD, hat nach dem Kriege das Institut für Weltwirtschaft in Kiel aufgebaut und bis zu seiner Emeritierung 1961 geleitet. Er hat eine Anzahl verbreiteter Schriften über wirtschaftlich-technische und agrarische Fragen veröffentlicht und gehört zu den wenigen deutschen Sachverständigen in Entwicklungsländerfragen, die nicht nur vom Akademischen her profunde Kenntnisse haben, sondern diese auch mit langjähriger praktischer Entwicklungs- und Beratungstätigkeit in vielen Teilen der Welt verbinden können. Gewiß – Fritz Baade ist Optimist. Er sucht nach Wegen und Chancen, aus dem Dilemma unserer Zeit bis zum Jahre 2000 herauszukommen. Aber er trägt nicht eine „rosarote Brille“, sondern stellt zahlreiche harte Forderungen, von deren Erfüllung er seine optimistische Prognose abhängig macht. Und es ist gut, daß er auch die unangenehmen und unbequemen Dinge beim rechten Namen nennt, die viele Berufspolitiker ängstlich verschweigen.

Ein Ende der Bevölkerungsexplosion, wenn ...

Was gegenwärtig auf der Erde vor sich geht und anschaulich „Bevölkerungsexplosion“ genannt wird, ist das Ergebnis einer medizinischen Durchdringung der Welt, mit der Volksbildung und Steigerung des Bodenertrags nicht Schritt gehalten haben. Anders ausgedrückt: Während die Sterberate bei allen Völkern rapide sinkt, bleibt die Geburtenrate zunächst weitgehend konstant. Aus dem Auseinanderklaffen der beiden Kurven ergibt sich der stürmische Anstieg der Zahl der Erdenbewohner, die im Jahre 2000 auf 6-6,5 Milliarden angewachsen sein wird. Geht diese Entwicklung endlos weiter? Nein, denn die alten Industriekontinente haben gezeigt, daß die Geburtenrate mit dem Wachsen von Bildung und Wohlstand der Bevölkerung sinkt und wieder der Sterberate adäquat wird. Wenn



man es von dieser Seite betrachtet, so stellt sich die Entwicklungshilfe in Ländern mit Bevölkerungsexplosion – vor allem Asien – so dar, daß ein Wettlauf stattfindet zwischen einer Hebung des Lebensstandards dieser Menschen und ihrer zahlenmäßigen Vermehrung. Wollen wir diesen Wettlauf gewinnen, können unsere Anstrengungen gar nicht groß genug sein.

Genug Nahrungsreserven, wenn . . .

Europa hat hinreichend bewiesen, daß die Nahrungsproduktion selbst bei schrumpfender Ackerfläche und sinkendem Landbevölkerungsanteil erheblich gesteigert werden kann. Durch Bodenverbesserung und Schädlingsbekämpfung sind in den alten Kulturländern weitere Ertragssteigerungen möglich. Vor allem aber fehlt es noch an einer geeigneten Bewirtschaftung tropischer und subtropischer Böden, die z. T. ungenutzt sind, z. T. aber auch durch ungeeignete Behandlung der Zerstörung durch Erosion anheimzufallen drohen. Die Bewässerungswirtschaft in trockenen und halbtrockenen Gebieten – z. B. auch schon in Südeuropa – ist im allgemeinen nur unzureichend entwickelt. Auch hier bieten sich noch unabsehbare Möglichkeiten zur Nahrungsproduktion an, wenn die Methoden verbessert werden.

Die Steigerung der landwirtschaftlichen Produktion ist aber nicht nur eine technische,

sondern auch eine soziologische Frage. Baade hat den Mut, einmal auszusprechen, daß man die allzu kleinen landwirtschaftlichen Betriebe zu vernünftigen Größen zusammenlegen muß, und daß etwa auch die Zahl der landwirtschaftlich Erwerbstätigen in der deutschen Landwirtschaft um eine weitere Million gesenkt werden muß, wenn eine der Leistung entsprechende Einkommensparität mit anderen Berufen erzielt werden soll.

Genug Arbeitskräfte, wenn . . .

Die strukturelle Verschiebung von der Nahrungsproduktion zur Erzeugung von Industriegütern und Diensten ist eine unausweichliche Welterscheinung. Es ist offensichtlich, daß auch die Entwicklungsländer nur dann aus dem Teufelskreis von Armut, Hunger und Unbildung herauskommen, wenn sie sich industrialisieren. Die Zahl der nicht landwirtschaftlich Tätigen wird bis zum Jahre 2000 auf 2 bis 2,5 Milliarden Menschen steigen, was einen ungeheuren Investitionsbedarf ausmacht. Hier wird es nun wirklich zwischen Ost und West zu einem Wettstreit kommen, wer dieses Soll an Investitionsgütern erfüllen kann. Die Zahl der Hände, die dieses Aufbauwerk der Welt von morgen vollbringen sollen, bekommt aber erst das rechte Gewicht, wenn man es in Beziehung zum Stand der Ausbildung setzt. Hier nun spart der Verfasser nicht mit Warnungen vor einer Unterschätzung der

Leistungen des Ostblocks, der dieses Problem offenbar großzügiger zu lösen im Begriff ist.

Genug Energie und Stahl . . .

Fritz Baade wendet sich entschieden gegen die Prognosen, die von einem baldigen Versiegen der traditionellen Energiequellen sprechen, und weist nach, daß die Reserven an Kohle, Öl und Wasserkraft noch lange wirtschaftlich der Atomenergie überlegen sein werden, wenn man vom Einsatz dieses neuen Energieträgers in besonders gelagerten Einzelfällen absieht. Auch die Welt-Stahlerzeugung sieht er eher unter dem Zeichen eines Rückganges der Produktionssteigerung, als unter dem des Rohstoffmangels. Er stellt sogar die zunächst überraschende These auf, daß der Absatz an Stahl in der Welt steigen würde, wenn es zu einer Abrüstung und statt der Erzeugung von Kriegsgütern zu einem verstärkten Aufbau der Entwicklungsländer käme.

Das letzte große „Wenn“ . . .

Wird die Menschheit das Jahr 2000 erleben? Das ist eine Frage, die weder der Wissenschaftler noch der Politiker beantworten kann, ohne wiederum eine Prämisse zu setzen. Die Technik ist in Ost und West in der Lage, das Leben auf der Welt auszulöschen. Die Technik in Ost und West ist aber ebenso in der Lage, die Welt von Hunger und Mangel zu befreien und den Morgen eines glücklichen dritten

Jahrtausends heraufzuführen. Beides hat Baade nachzuweisen sich bemüht. Im Grunde steht man also am Ende dieses erregenden Streifzuges wieder vor der Frage, welche uns schon eingangs bewegte: Wie soll man praktisch-politisch aus dem Dilemma herauskommen? Eine weltweite, kriegerische Auseinandersetzung wäre logisch Unsinn. Dies gezeigt zu haben, wäre Leistung genug. Aber Baade will am Ende wenigstens einen Weg weisen, wie man auch politisch das Paradies statt der Selbstvernichtung gewinnen kann. Er fordert auf, das Ethos des Christentums, das zwei Jahrtausende kaum über die Mauern der Kirchen hinausgekommen ist, praktisch anzuwenden und das Wagnis der Weltverbrüderung zu unternehmen. Uns scheint, daß uns die Menschen, die in der Ethik anderer großer Weltreligionen leben, gute Bundesgenossen bei diesem Wagnis sein könnten.

Dr. Wolf Donner

*) Fritz Baade: Der Wettlauf zum Jahre 2000. Unsere Zukunft: Ein Paradies oder die Selbstvernichtung der Menschheit. 4. überarb. Auflage, Oldenburg i. O.: Stalling 1961, 304 S., Ln. 19,80 DM.

Heiterkeit kennt keine Grenzen

In der Sommer-Produktion der Büchergilde Gutenberg liegt Erich Kästners fröhliche Auslese internationalen Humors „Heiterkeit kennt keine Grenzen“ (416 Seiten, mit vielen Illustrationen) obenauf. Viele Länder, große und kleine, haben in diesem vergnüglichen Lesebuch ihren Beitrag zur Erhaltung der guten Laune geleistet – unbefangen, respektlos und oft gehörig gepfeffert, wie wir es von Autoren von Rang erwarten dürfen. Es ist im übrigen ein tief menschliches Buch, das man – im Vorausblick auf die langen Winterabende – immer wieder in die Hand nehmen wird.

Eine zusammenfassende kritisch historische Darstellung von der Thronbesteigung des letzten deutschen Kaisers bis zur Gegenwart (einschließlich der Mauer) legt der bekannte Autor wesentlicher politisch-wirtschaftlicher Sachbücher Kurt Pritzkolet in dem Band „Das kommandierte Wunder“ vor (790 Seiten). Es ist eine revidierte und ergänzte Neuauflage des 1959 erschienenen „Deutschlands Weg im 20. Jahrhundert“, in dem Pritzkolet unbestechlich und mit nicht wegzudiskutierenden Unterlagen den letzten 70 Jahren deutscher Wirklichkeit den Spiegel vorhält und weder die Kapitalisten noch die Politiker schont. Um der Erkenntnisse willen, die Pritzkolet vermittelt, kann die Lektüre dieses aufschlußreichen Werkes dringend angeraten werden.

Eine spannende Geschichte, die uns zurückführt in die Hölle hitlerdeutscher Konzentrationslager, schrieb der junge französische Autor Jean Cayrol („Die Fremdkörper“): Sein Gaspard ist eine armselige, sich treiben lassende Kreatur, schuld beladen und doch unseres Mitgefühls gewiß (264 Seiten). – Von einem anderen Franzosen, Romain Gary, stammt der einfach brillant geschriebene gesellschaftskritische Roman „Lady L.“ (244 Seiten mit 24 ganzseitigen Illustrationen von Ursula



Kirchberg). Höhepunkt die Beichte einer 80jährigen Lady, die sich als Tochter eines französischen Anarchisten entpuppt und zwischen Gosse und Unterwelt ein keineswegs gesellschaftsfähiges Leben führt.

„Wie eine Träne im Ozean“ heißt der bedeutende, umfangreiche Roman der europäischen (enttäuschten) Revolutionäre aus der Feder von Manès Sperber, dem es darauf ankam, den Totalitätsanspruch der modernen Gesellschaft bloßzustellen (1040 Seiten). – Um das amerikanische Rassenproblem, an dem sich immer wieder die Leidenschaften entzünden, geht es in dem aufsehenerregenden Roman „Mrs. Taylor und ihre Söhne“ von Chester Himes: Die Angst, daß ihren Kindern das traurige Schicksal der Vorfahren nicht erspart bleiben könnte, läßt eine verzweifelte Frau sogar den eigenen schwarzen Mann hassen.

Neben der leichten Ferienlektüre von Margret Wittmers „Postlagernd Floreana“, drei Krimis in einem Band von James Hadley Chase, der Räubergeschichte „Ince Memed“ des türkischen Autors Jachar Kemal und dem schönen Tierbuch von Svend Fleuron „Torleifs Pferde“ bleibt noch der Hinweis auf die geradezu abenteuerliche Geschichte unserer Heilpilze „Wunderdrogen“ (564 Seiten) von Helmuth M. Böttcher und das schöne geistig-menschliche Erlebnis der „Künstlerbriefe über Kunst“, ein Bändchen für stille Stunden, in dem Hermann Uhde Bernays Bekenntnisse von Malern, Architekten und Bildhauern aus fünf Jahrhunderten gesammelt hat.

W. Sch.

Foto: UNESCO

Deutsches Friedenskorp?

Zwanzigtausend Deutsche wollen ins Friedenskorp, stand kürzlich wie ein Signal in einer Lokalzeitung.

Nun, diese Zahl derer, die sich zur Arbeit in Entwicklungsländern meldeten, war sehr überzogen, sie ist gar nicht korrekt feststellbar. Und ein „Deutsches Friedenskorp“, im Sinne des amerikanischen, vom Staat gelenkten, wird voraussichtlich nie geben.

Dennoch: Tausende junger Deutscher sind bereit, für den Aufbau der entwicklungs-fähigen Staaten ihr Fachwissen und einige Jahre ihres Lebens zur Verfügung zu stellen, ohne dabei einen „guten Job“ zu fordern. Was wird aus ihnen?

Der Gedanke freiwilliger Hilfe in Entwicklungsländern war längst da, ehe die jungen Staaten zur Selbständigkeit drängten, ehe Ost und West sich um ihre Gunst stritten. Doch geschah solche Hilfe ohne viel Aufhebens aus privater Initiative. Der „Internationale Zivildienst“ schickte bereits in den dreißiger Jahren europäische Freiwillige zur handwerklichen Hilfe in indische Dörfer, um „Hilfe zur Selbsthilfe“

Geschichtskennntnisse und der „american way of life“, die amerikanische Weise zu leben und zu denken. Erst nach dreimonatiger Kurszeit erfährt der Teilnehmer, ob er Entwicklungshelfer werden wird. Ein hartes Training im Ausland schließt sich an unter der Leitung von Angehörigen der Entwicklungsländer. Auch der mehrjährige Einsatz im Entwicklungsland steht unter der Führung einheimischer Kräfte. Die Amerikaner können – trotz einzelner Kritik aus den betreffenden Ländern – von unerwartet gutem Erfolg ihres „Friedenskorp“ berichten. Alle Länder, in denen gearbeitet wird, bitten um Sendung weiterer Kräfte.

Ist es da ein Wunder, daß auch in der Bundesrepublik der Ruf nach einem Friedenskorp laut wurde? Es gibt aber bei uns bereits genügend Organisationen, die sich mit der Ausbildung von Entwicklungshelfern befassen, so daß man die Initiative nicht dem Staat überlassen muß und sie ihm gar nicht überlassen will. Unter der Federführung der Carl-Duisberg-Gesellschaft in Köln haben sich etwa 20 Organisationen zum „Gesprächskreis Entwicklungshelfer“ zusam-

steht unter dem Motto: „Helfen und lernen in Übersee“. Allzu leicht drängt sich das „Helfen“ selbstgefällig in den Vordergrund. Welche Bedeutung aber auch die zweite Forderung für den Entwicklungshelfer besitzt, erfährt er schnell „im Busch“, wo z. B. „primitive“ Strohhäuser dem Klima wesentlich besser angepaßt sind, als „moderne“ brutheiße Blechdachhütten, und – wo manche ethischen Bindungen den weißen Neuankömmlingen recht nachdenklich machen können. Ethische Bindungen – es ist nicht leicht, den Entwicklungshelfern aus der „pluralistischen Gesellschaft“ Europas, die keine allgemein verbindliche Ideologie besitzt, umfassende Regeln mit hinauszugeben in die Welt. Wer aber lediglich glaubt, „Primitiven“ die Herrlichkeit unserer Zivilisation bringen zu können, ohne selbst gebunden zu sein in der Achtung vor dem Mitmenschen, auch wenn dieser anders denkt und lebt als er selbst, der sollte lieber zu Hause bleiben. Er zerschlägt draußen mehr Scherben, als er reparieren kann. Und wie viele Europäer wurden von Angehörigen des „Entwicklungs-

tausch Erfahrungen untereinander und mit dem Amerikanischen Friedenskorp aus, mit dem auch ein gemeinsames Projekt geplant wird. Deutsche Beziehungen in Entwicklungsländern konnten weder in Kolonialzeiten gesammelt werden, noch besitzt die Bundesrepublik die Erfahrungen der USA, die seit etwa zehn Jahren bei der Entsendung von Entwicklungshelfern zuweilen teures Lehrgeld zahlten und lernten. Während in den USA eine breite Öffentlichkeit der Entwicklungshilfe positiv gegenübersteht und sie unterstützt, ist man in der Bundesrepublik wesentlich zurückhaltender. Man bewundert zwar den Idealismus der kleinen Organisationen, die sich mit viel Mühe und wenig Mitteln um den Ausbau der Entwicklungshilfe bemühen, doch dabei bleibt es meist. Gemeinhin wird zwar eingesehen, daß Entwicklungshilfe nicht „nur“ aus ethischen oder aus christlichen Motiven heraus, sondern auch vom politischen und wirtschaftlichen Selbsterhaltungswillen gefordert wird, doch bleiben solche Einsichten für den, der sie hat, vielfach unverbindlich. Entwicklungsprogram-



zu geben. Nach dem zweiten Weltkrieg wurde die Notwendigkeit solcher Unterstützung auch von weiteren Kreisen und von staatlicher Seite erkannt. Man entdeckte, daß „Kapitalspritzen“ bei weitem keine ausreichende Hilfe für Entwicklungsländer sind, daß auch hochqualifizierte Experten allein fehl am Platz sind, wenn in den betreffenden Ländern die breite Mittelschicht und damit die Fundamente für den Aufbau fehlen. Und so ist es oft. Die Mittelschicht muß vielfach erst herangebildet werden.

Die USA antworteten auf diese Einsicht mit dem Aufbau eines staatlichen „Friedenskorp“. In ihm werden junge Facharbeiter etwa in vier Monaten möglichst umfassend auf ihre Aufgaben im Ausland vorbereitet, wobei weniger Wert auf Spezialisierung, viel auf allgemeine Kenntniss gelegt wird. Denn der Entwicklungshelfer muß ein „all-round-man“ sein, der sich auch in unerwarteten Situationen mit wenig Handwerkszeug und vielen Improvisationen zurechtfinden kann. In den Ausbildungsplänen stehen neben beruflicher Fortbildung Sprachen, auch eine der einheimischen, Gesundheitslehre, Sport, Erste Hilfe; besonders betont wird die Auffrischung amerikanischer

mengeschlossen, um ihre Arbeit zu koordinieren und Richtlinien für die Ausbildung der Helfer zu finden, für die es von staatlicher Seite keine Bestimmungen gibt.

Manche dieser Organisationen übernehmen auch die kurzfristige Information von Experten, die von Industrie und Wirtschaft gut bezahlt herausgeschickt werden, doch ihre vordringliche Aufgabe liegt in der Ausbildung und Entsendung von Freiwilligen, die gegen ein geringes Entgelt zwei oder drei Jahre hinausgehen, um den „jungen“ Völkern zu helfen, Anschluß an eine Entwicklung zu finden, die sich bei uns in Jahrhunderten aufbaute, aber dort „von heute auf morgen“ übernommen und bewältigt werden soll. Wer diese Hilfe zur Selbständigwerdung leisten will, braucht neben guter Berufskennntnis und stabiler Gesundheit recht viel pädagogisches Geschick und geduldiges Einfühlungsvermögen. Er soll sich durch bescheidene Lebensführung möglichst weitgehend den Bedingungen des Landes anpassen und wirklichen Kontakt zur Bevölkerung suchen. Dafür muß er vor allem europäischen Überheblichkeitsdünkel zu Hause lassen. Das Programm des Gesprächskreises

„kes“ schon entlarvt als Menschen, die viel Technik besitzen, aber leer sind in ihrem Innern.

Abenteuerlust allein genügt gewiß auch nicht als Grundlage zu Entwicklungshilfe. Wer wirklich als Partner der Einheimischen helfen und lernen will, den erwarten draußen dringende Aufgaben und selbständige, verantwortungsvolle Arbeit – wenn er den richtigen Beruf hat. Benötigt werden vor allem Ingenieure, Handwerker, Elektrotechniker, Mechaniker, Landwirte, Krankenpfleger, Schwestern, Hebammen, Ärzte, Gewerbelehrer, Genossenschaftsfachleute. Manche, die sich melden, sind zu jung, denn ihre Aufgabe setzt nicht nur eine abgeschlossene Berufsausbildung voraus, sondern auch eine gewisse innerliche Festigung. Die Freiwilligen sollten zwanzig bis dreißig Jahre alt sein. Es ist nicht – jedenfalls noch nicht – möglich, statt des Wehrdienstes einen Dienst als Entwicklungshelfer zu leisten.

Die Ausbildung ist bei manchen Organisationen schon fest umrissen und ähnelt der des Friedenskorp. Sie beträgt etwa drei bis sechs Monate und schließt einen mehrwöchigen Aufenthalt im europäischen Ausland ein. Man

me, die über Bundesbehörden laufen, sind langwierig und stolpern auf ihrem Weg ungezählte Male über Kompetenzschwierigkeiten.

Um so beachtlicher ist die geduldige und stille Arbeit, mit der sich die einzelnen Organisationen für die Entwicklungshilfe einsetzen. Sie erwarten vom Staat lediglich finanzielle Unterstützung. Mindestens drei Bundesministerien und -ämter sind zuständig für diese Hilfe. Nach Auskunft der Carl-Duisberg-Gesellschaft hat aber der Staat noch nicht einen Pfennig zur Ausbildung von Entwicklungshelfern bereitgestellt! Und Bewerber müssen nach Hause geschickt werden, weil das Geld fehlt.

Organisationen, die von staatlichen Geldern nicht abhängig sind, da ihre Projekte z. B. durch die kirchlichen Hilfsaktionen, „Miserior“ und „Brot für die Welt“, finanziert werden, haben dagegen schon etliche junge Leute mit Erfolg nach solider Ausbildung in die Welt hinausgeschickt. Doch, sind es nicht allzu wenige, um glaubhaft zu machen, daß die „Partnerschaft zwischen den Völkern“ nicht nur auf dem Papier steht?

A. Schmidt

Mit

harten

Bandagen



Es ist fünf Uhr morgens. In der bestreikten Papierfabrik Schoeller in Osnabrück-Lüstringen sind alle Hallen erleuchtet, aber innerhalb des Werkes herrscht Ruhe. Vor dem Fabriktor haben sich in der Morgendämmerung einige hundert Streikende angesammelt. Wenige Meter weiter stehen zwanzig Beamte in der grauen Uniform der niedersächsischen Polizei. Zwei Streikende halten ein weißes Transparent hoch: „Dieser Betrieb wird bestreikt.“

Was war vorausgegangen? Eine als seriös geltende Tageszeitung hatte gemeldet, vor diesem Fabriktor sei es zu heftigen Zusammenstößen zwischen Streikenden und sogenannten Arbeitswilligen gekommen. Es war eine Falschmeldung. Was die seriöse Hamburger Tageszeitung nicht meldete war, daß die Firmenleitung der Papierfabrik Schoeller in Osnabrück-Lüstringen mit allen Mitteln versuchte, die Solidarität der Streikenden zu unterhöhlen. Übrigens ein Lehrstück über die Haltung der Unternehmer gegenüber einem legalen Streik. Zu Beginn der Auseinandersetzung wurde zunächst die Polizei angefordert. Diese postierte sich mit ihren Fahrzeugen im Werksgelände

und versuchte die Streikwachen von der Zufahrtstraße der Firma – die öffentliches Verkehrsgelände ist – zu verdrängen. Einige Streikposten machten die Hüter des Gesetzes aber darauf aufmerksam, daß sie auch die Streikenden zu schützen hätten. Daraufhin verließ die Polizei das Werksgelände und hielt sich aus der Auseinandersetzung heraus; sie beobachtete das Werkstor nur aus einiger Entfernung, um eventuell für Ruhe zu sorgen. Die Firmenleitung versuchte mit großen finanziellen Anstrengungen Streikbrecher zu kaufen. Während sie die Lohnforderungen der IG Chemie-Papier-Keramik als maßlos und zu hoch ablehnte, zahlte sie jedem „Arbeitswilligen“ 25 (!) v.H. mehr Lohn. Später erhöhte sie diesen Ergebnheitsold um weitere 10 v.H. Somit bezahlte sie jedem, der den Streik brach, 35 v.H. mehr Lohn. Es waren nicht die einzigen Mittelchen, wohl aber die lukrativsten. Unter Führung des Besitzers Schoeller postierte sich die Firmenleitung gegenüber den Streikenden, um sie durch ihre Anwesenheit einzuschüchtern. Es nutzte nichts, kein Streikender hatte Angst, dem Fabrikbesitzer ins Gesicht zu sehen. Mit falschen „Erfolgsmeldungen“ über

Zusammenbrüche von Streiks bei anderen Firmen – die Schoeller flugs drucken ließ – versuchte er Verwirrung unter den Arbeitern zu stiften. Vergeblich. Man ließ gedruckte Briefe an die „lieben Mitarbeiter“ verteilen, in denen man unter Hinweis auf die Paragraphen des Strafgesetzbuches klarmachte, was es kosten würde, wenn Streikposten sogenannte Arbeitswillige am Betreten des Werksgeländes hindern würden. Selbstverständlich druckte man immer die Höchststrafen ab: 3 Jahre Gefängnis oder 10000 DM Strafe. Der Ausdruck Streikbrecher sollte nach dem Schreiben der Firma Schoeller einige Zeit Gefängnis einbringen. So was beeindruckt bekanntlich. Jedoch nicht die Streikenden im Osnabrücker Vorort. Sie hatten auf Grund ihres Verhaltens auch keine Sorgen, mit dem Hüter des Gesetzes nähere Bekanntschaft zu machen.

Mit Angestellten, deren Gehaltstarifvertrag nicht zur Verhandlung stand, und Lehrlingen, die bekanntlich nicht streiken dürfen, sollte die Produktion aufrechterhalten werden. Das ist kein Verbrechen. Aber die Lehrlinge mußten dabei bis zu 13 Stunden täglich die Maschinen bedienen. Was bringt das eigentlich

nach dem Jugendarbeitsschutzgesetz an Strafe ein?

Den sogenannten Arbeitswilligen stand neben der Überbezahlung die Werkskantine zur kostenlosen Selbstbedienung offen. Überhaupt ließen in dieser Gegend die Unternehmer während des Streiks der Papierarbeiter die Maske fallen. Oft wurden die Ehefrauen der Streikposten von Vertretern der Firma aufgesucht, und es wurde angedeutet, was so einem Streikposten alles blühen könne... Und weiterhin sei das undankbar gegenüber der Firma. Und ob man nicht Schulden habe... Man operierte mit der Angst.

An diesem Morgen wollten die Streikenden vor dem Werkstor in Osnabrück-Lüstringen sehen, ob es wahr sei, was die Firmenleitung meldete, daß nämlich einige hundert Betriebsangehörige sich nicht am Streik beteiligen würden. Die Fabrik beschäftigt insgesamt etwa 1000 Arbeitnehmer. Mit Bussen wurden einige Angestellte durch die Streikkette in den Betrieb gefahren, darunter auch einige Arbeiter, die für dieses Überangebot von Lohn „arbeitswillig“ waren. Am Tage vorher waren sogar die Busse mit Pappe ausgeschlagen, damit man nicht sehen konnte, wer „arbeitswillig“ war.

Während dieser Auseinandersetzung entdeckte die Firma Schoeller auch das soziale Herz. Nicht nur die Kantine war zum Gelage geöffnet, nicht nur der Lohn wurde mit 35 v.H. überbezahlt, auch ein Händedruck von einem Vertreter der Werksleitung war dem „Arbeitswilligen“ gewiß! Selbst der Direktionsmercedes war mit einem Male gut genug, wenn es hieß, einen Streikbrecher durch seine streikenden Kollegen zu schleusen. Trotz aller Anstrengungen der Firma Schoeller verringerte sich die Zahl der Streikbrecher, die nie hoch war. Fast leere Busse, die das Werk verließen oder einfuhren, gaben dafür Zeugnis ab. Die „Erfolgsmeldungen“ wurden hier von den Hunderten von Streikenden korrigiert. Auffallend war, daß die Ehefrauen der Kollegen ebenfalls mit ihren Männern morgens am Werkstor erschienen waren. Bei dieser geschlossenen Haltung verblaßte das mokante Lächeln des Herrn Schoeller allmählich. Unter den Streikenden waren sehr viele junge Arbeiter. Von der Gegenseite schreckte man auch nicht vor Gewalttätigkeiten zurück. Von einem Angehörigen der Firma Schoeller wurde ich gewaltsam und unter Androhungen am Fotografieren gehindert. Wohlgermerkt auf einem öffentlichen Verkehrsgelände! Aber Streikende kamen mir zu Hilfe. Der Gewalttätige war während der Nazizeit stellvertretender Landrat im Kreis Osnabrück. Er hätte eigentlich allen Grund, sich ruhiger zu verhalten.

Diskussion vor dem Fabriktor



Text und Fotos: Dieter Schmidt

Erzählung von Wolfdietrich Schnurre

Und dann rissen sie die Tür auf und warfen mich raus. Ich fiel hin und blieb einen Augenblick liegen, denn die Kühle des Pflasters tat gut, wenn man die Stirne drauf drückte. Dann stand ich auf und ging langsam zum Bahnhof. Der letzte Zug war aber schon weg, da setzte ich mich ins Bistro und aß eine Wurst. Ich hatte vor, ins Trocadero zurückzugehen; nicht, weil ich denen noch mal eine reinhauen wollte, ich wollte nur sehen, was mit Wittigkeit war. Aber ich war zu betrunken; ich schlief ein und bin eben erst aufgewacht. Es ist Morgen, die Stühle stehen auf den Tischen, es riecht nach Fleischbrühe, Bohnerwachs und nach Kaffee, auf den Karosserien der Autos tänzelt die Sonne, und man hört den Zeitungsverkäufer die Frühblätter ausrufen.

Ich muß immer noch an Wittigkeit denken. Es war idiotisch von mir, daß ich ihn ansprach. Aber was soll man machen, Wittigkeit ist so was wie ein Stück Jugend gewesen, und ich dachte doch immer, das wäre alles flöten gegangen im Krieg, und da sah ich ihn nun gestern nacht an dieser Baustelle da plötzlich im Scheinwerferlicht stehn und seine Bierflasche auskippen. Nur die Maurerkluft störte ein bißchen, sonst sah er genauso aus wie damals, wenn er vor seinen achthundert Schafen herging, alle halbe Stunde ein Schritt und Augen, so abwesend, daß nichts in ihnen hängen zu bleiben schien. Im Dorf sagten sie immer, er hätte das zweite Gesicht, aber daß er vorausgesagt hatte, das Forsthaus brennt ab, das lag daran, er ist es selber gewesen, der es angesteckt hat, er mochte dem Förster den Tod seines Hundes nicht verzeihen. Dabei war der Förster im Recht, denn Ajax hatte gewildert; doch das kümmerte Wittigkeit nicht; er hat in Ajax seinen Bruder gesehen, und einen Brudermord rächt man.

Ich wartete, bis er die Klotz pantinen mit den Schuhen vertauscht hatte und sich seine Joppe anzog und die Mütze aufsetzte. Tag, Wittigkeit, sagte ich dann. Auch er erkannte mich gleich; wenn auch nichts in seinem Gesicht sich bewegte; alles blieb ausdruckslos, glatt und verschlossen. Wie geht es dir, sagte ich. Nu -, sagte er, wie schon. Wir liefen ein Stück zusammen und redeten von den Wäldern bei Deutsch-Krone und dem Dorf Stibbe, Kreis Schneidemühl, wo Wittigkeit her war. Nach den Schafen allerdings getraute ich mich nicht zu fragen, es war was in seinem Gesicht, das es einem verbot. Nach einer Weile kamen uns die andern entgegen, ich hatte sie völlig vergessen; seit ich an der Baustelle stehen geblieben war, hatte ich nur noch den Geruch von Wittigkeits Schafen im Kopf und das hechelnde Belfern seiner Hütehunde und den Ton der Holunderflöte, mit der er sich die Zeit vertrieb. Was ist 'n los, fragte Leo, willst du nicht mehr? Ich hab 'n Bekannten getroffen, sagte ich. Ah -, machte Budd und sah Wittigkeit an. Wittigkeit räusperte sich und rückte an seiner Mütze. Das ist Wittigkeit, sagte ich, ich kenn ihn von früher. Sie gaben ihm alle die Hand. Sie kommen doch mit, Herr Wittigkeit?, fragte ihn Vinka. Sie blinzelte zu Budd hin, und Budd grientete und sagte: Leo hier, der hat sich nämlich von Astrid getrennt, wissen Sie, und das feiern wir heute. Wittigkeit stand zwischen ihnen, die Leuchtreklame vom Rouge Baiser und gegenüber die vom Pelikanfüllfederhalter überzogen sein ausdrucksloses Gesicht mal mit Rot, mal mit Blau; er räusperte sich, man merkte, er wollte gern weg, und ich wollte auch,

daß er ginge, aber da hakten ihn Budd und Leo schon unter, Vinka klopfte ihm lachend auf die Schulter, und sie zogen ihn mit.

Jedes Frühjahr wurden die Schafe immer geschoren, und die Wolle wurde in Säcke gepackt und ins Gutshaus gebracht. Die Wolle war fettig und mit Staub, Laub und mit Kot verklebt, man mußte sie erst tagelang waschen, ehe sie gebleicht werden konnte. Die Schafe waren zu dieser Zeit in zwei Buchten gesperrt. In der einen Bucht waren die ungeschorenen, in der andern die geschorenen Tiere. Die ungeschorenen sahen dick und schwerfällig aus, die geschorenen waren mager und sprangen herum; sie freuten sich, daß sie auf einmal so leicht waren. Dann war noch eine kleinere Bucht da, in die wurden die Tiere gesperrt, die kastriert werden sollten. Das besorgte Wittigkeit selbst, er brauchte nicht mal einen Gehilfen dazu, und er war berühmt für die Art, wie er es machte. Die kastrierten Schafe standen alle auf einem Haufen, sie ließen die Köpfe hängen und rührten sich nicht, es dauerte oft Wochen, bis sie wieder Freude hatten am Leben. Leo hatte im Trocadero einen Tisch bestellt, er stand dicht an der Tanzfläche, wir hatten Mühe, uns durch die Paare zu ihm hinzuarbeiten. Wittigkeit war nicht zu bewegen gewesen, seine Joppe und seine Mütze abzugeben, und er hatte ja auch wohl noch seine Maurerkluft drunter. Jetzt hatte er die Hände in die schrägen Taschen der Joppe geschoben und besah sich mit seinem ausdruckslosen Gesicht das Lokal; die Mütze hatte er über sein Knie gestülpt; er saß genauso da, wie er im Winter immer in der Dorfkneipe in Stibbe gesessen hatte, nur der Schafergeruch fehlte.

Es waren eine Menge Bekannte von uns da. Rechts saß Vistral, der Catcher, neben ihm saßen Lore und Giska, die Schauspielerinnen hatten werden wollen, aber Nutten geworden waren. Dahinter saß Herbert, der Eintänzer mit seinen Jungens, und dann war noch Mäxi, der Dichter, da mit einem Haufen Verehrerinnen, alles Backfische und Kunststudentinnen; und auch Rachmiel, der desertierte Russe war da und noch ein paar. Sonst waren hauptsächlich junge Männer mit bleichen Stirnen und großen Brillen da und Mädchen mit glänzenden Nasen, sie sahen aus wie ungelüftete Betten. Alle tanzten mit ernsten Gesichtern, denn es standen nur Cocaflaschen mit Strohhalmen drin auf den Tischen; die Sektrinker hatten sich ins Dunkel verkrochen, sie wollten nicht, daß man sie sähe. Die Kapelle war gut; besonders der Schlagzeuger. Er war dünn und bestand nur aus Röhrenhosen und Rhythmus, hätte man ihm das Schlagzeug weggenommen, er hätte noch zwei Tage weiter gezuckt und gezappelt, dann wäre er hingestürzt und gestorben. Wir fingen mit Beaujolais an, dann gingen wir über zu Mosel, und dazwischen wurde Pernod, Whisky und Wodka getrunken. Wittigkeit wollte erst nicht, aber schließlich schaffte Vinka es doch, ihn herzubekommen, und er nahm seine Hand aus der Tasche, prostete uns zu und hielt mit. Am aufregendsten war es immer gewesen, wenn die Schafe im März das erstmal wieder rauskamen. Sie sprangen und rannten dann wie die Wahnsinnigen, keines dachte an Fressen, sie zogen los, als wollten sie alle Weideplätze der Welt erobern und legten ein Tempo vor, daß manchmal sogar die Hütehunde abgehängt wurden. Es dauerte Wochen, ehe Wittigkeit sie soweit zur Raison gebracht hatte, daß sie sich Zeit nahmen beim





Äsen und einsahen, der Sinn ihres Lebens lag nicht im Rennen, er lag in der Ruhe. Meist ließ Wittigkeit sie um den Großen Böhniensee herum weiden. Da gab es den Seeadler noch; die Wasserfläche wurde ringsum vom Land angegriffen, und nur im Frühling, wenn das Schmelzwasser ihn stärkte, konnte der See einen Gegenschlag wagen; doch nicht lange, und seine Schlenken wurden wieder zum Rückzug gezwungen, und Erlen, Schilffelder und Heere von Binsenkubben stießen nach und schoben sich immer weiter in den Seespiegel vor. Das Gras hier war pelzig und zart, es schmeckte wie Sahnebonbons, wenn man drauf kaute, und die Schafe waren noch verrückter nach ihm als nach Salz.

Je mehr Wittigkeit trank, desto redseliger wurde er; das war neu an ihm, in der Kneipe früher hatte er nur in sein Bierglas gestarrt und geschwiegen. Er erzählte vom Bau, und was er vorher gemacht hatte. Er hatte Teppiche geklopft, Kohlenkähne entladen, und einmal, sagte er, hab ich bei einer Ingenieursfrau gewohnt, und ich hab ihr das Badezimmer gekachelnd und ihr 'n Holzschuppen gebaut. 'ne neuerungssüchtige Dame, feixte Vinka. Sie war gut, sagte Wittigkeit, sie stammte aus Schneidemühl, wissen Sie. Alle lachten, und Wittigkeit fuhr sich mit dem Handrücken über den Mund und erzählte weiter, was er so alles gemacht hatte. Er sprach immer lauter, von den andern Tischen sahen sie schon zu uns rüber und stießen sich an und machten sich über Wittigkeit lustig. Auch Leo und Budd amüsierten sich sehr, und Vinka kam aus dem scheinheiligen Fragen gar nicht mehr raus; sie war so in Fahrt, daß sie nicht mal merkte, wie ich sie unter dem Tisch anstieß. Ich hatte mich schneller betrunken, als ich es mir vorgenommen hatte; ich war wütend auf sie; sie hatten kein Recht, sich über Wittigkeit lustig zu machen, niemand hatte dazu ein Recht. Wittigkeit war zwanzig Jahre lang Gutsschäfer gewesen, und zuletzt hatte seine Herde über achthundert Köpfe gezählt. Er konnte Böcke kastrieren und Muttertieren Geburtshilfe leisten. Er konnte aus dem nassesten Holz Feuer anmachen und aus dem Schnepfenstrich die Beschaffenheit des kommenden Sommers ablesen, er konnte ein gebrochenes Schafbein schienen, daß es in zwei Wochen wieder zusammengewachsen war, und er verstand, Flöten zu schnitzen, mit denen man den Pirol und den Wiedehopf anlocken konnte: Niemand hatte ein Recht, sich über ihn lustig zu machen; hier nicht und nirgendwo. Aber sie taten es alle, das ganze Lokal amüsierte sich jetzt über ihn. Er merkte es nicht. Er saß in seiner mörstelstaubgepuderten Joppe, seinem schmuddeligen Kunstseidenschal, die Mütze über dem Knie, in der einen Hand das Glas, die andere hatte er Vinka auf die Schulter gelegt, und redete und trank und trank und redete.

Und zuletzt, sagte er, da haben sie die ganze Herde zusammengeschossen. Sie sollte den Russen nicht in die Hände fallen, hieß es. Sie stellten vier MGs um den Kral auf und hielten dazwischen. Zuerst fielen bloß immer ein paar um, aber dann, als sie nicht mehr ganz so dicht standen, wurden es mehr. Sie brachen immer erst in den Vorderbeinen zusammen, die Hinterbeine blieben noch stehen. Dann legten sie den Kopf auf die Seite, und dann fiel auch noch das Hinterteil um. Zuletzt war nur noch der Widder übrig. Er hatte schon x-mal

was abbekommen, er hatte ganz rote Augen, und schwarze Blutbäche verloren sich in seinem Fell. Er war zu zäh, sie mußten ihm erst eine Extrasalve ins Genick jagen, ehe auch er in die Knie ging. Wittigkeit sah durch Vinka hindurch. Die räusperte sich, ihre Unterlippe zitterte. Warum tanzt eigentlich keiner mit mir, fragte sie plötzlich gereizt. Lieber Himmel, ja, sagte Budd. Er stand auf: Komm, du Blume von Soho. Ja, denn, sagte Leo unsicher und schenkte Wittigkeit ein. Wittigkeit nahm das Glas und stand auf, sein Halstuch war ihm aus der Joppe gerutscht, es hing ihm lang und dünn, fast wie ein Strick, vor dem Bauch; er schwankte und sah sich im Raum um. Nichts, sagte er auf einmal und fegte langsam die Gläser und die Flaschen vom Tisch: nichts. Außer dir, sagte er und ging mit seinem erhobenen Glas schwankend zu Vistral hinüber.

Gleich brach die Kapelle mitten drin ab, nur der Schlagzeuger zitterte mit dem Drahtbesen noch sanft über die Trommel; keiner sprach, sie erhoben sich schweigend und reckten die Hälse; und auch die Tanzpaare ließen sich jetzt los und sahen zu Wittigkeit rüber; denn jeder wußte, daß Vistral am Abend gegen Tschapczik verloren hatte, und jeder wußte aber auch, daß Vistral alles, selbst eine Niederlage, vertrug, nur eins nicht: nach einer Niederlage angesprochen zu werden. Einmal hatten die Hunde nicht aufgepaßt, und ein Lamm war verlorengegangen. Wittigkeit suchte es die ganze Nacht. Am Morgen fand er es, es war in eine Grube gestürzt und hatte sich beide Vorderläufe gebrochen. Er schiente sie ihm und trug das Tier vier Wochen mit sich herum und nährte es mit einer Flasche. Eines Tages aber stellte er es wieder auf die Erde, und da stand es und zitterte, und zwei Tage später nahm er ihm die Schienen ab und stützte es unter dem Bauch und machte die ersten Gehversuche mit ihm, und nicht lange, und es lief wieder wie sonst, und seine Beine waren geheilt. Wittigkeit stand jetzt unmittelbar vor Vistral. Der hatte seinen gelockten Bärenkopf angehoben und sah blinzelnd zu ihm auf. Du erinnerst mich an unseren Inspektor, sagte Wittigkeit zu ihm. Hat eine Menge von Schafen verstanden und ist auch sonst sehr proper gewesen. Stoß mit mir an. Vistral stand erst gar nicht auf, er schlug aus dem Sitz. Wittigkeit fiel hintenüber und riß zwei Tische mit um. Ich sprang auf, und half ihm, sich aus den Tischtüchern zu wühlen.

Als wir uns aufrichteten, stand ein Kreis von Lachern um uns herum. Wittigkeit schien wieder nüchtern geworden zu sein. Er blutete am Kinn; auch seine Hand war blutig; er hielt noch den Stiel des abgebrochenen Weinglases fest, mit der andern tastete er über sein Kinn hin. Ausgerechnet da fiel mir ein, daß Wittigkeit diese Erniedrigung nie wiederfahren wäre, hätte ich ihn an der Baustelle nicht angesprochen. Aber wer kann das: ein Stück unversehrter Vergangenheit sehn und vorbeigehen dran. Ich hatte plötzlich den Wunsch, bis zur Besinnungslosigkeit verprügelt zu werden. Ich sah mich gar nicht erst um, ich schlug aufs Geratewohl in so ein bleiches, großbrandig bebrilltes Jünglingsgesicht rein, und dann in ein zweites und drittes, und Budd bekam auch noch was ab; dann erst kriegten sie mich. Ich bekam einen Kinnhaken, sie schlugen mich mit dem Kopf auf den Tisch, ich fiel hin, sie traten nach mir, sie packten mich; und dann rissen sie die Tür auf und warfen mich raus.

Und sie bekundeten ihre Freundschaft



Belgier -



Holländer -

und Italiener



Gewerkschaftsarbeit kann auf die Dauer nur Erfolg haben, wenn die Solidarität der Schaffenden über Landesgrenzen hinweg um alle Werktätigen ein festes Band schließt. Um diesem Ziel zu dienen, bemühen sich die deutschen Gewerkschaften ständig, vielen Mitgliedern die Möglichkeit zur Kontaktaufnahme und freundschaftlichen Begegnung mit ausländischen Kollegen zu geben. „Aufwärts“ war bei drei ausländischen jugendlichen Besucherguppen in Nordrhein-Westfalen zu Gast. -

Anfang Juli waren im Gewerkschaftsjugendhaus in Oberhausen vier Mädchen und acht Jungen aus Gent (Belgien), Kadetten. Über „Kadetten“ nicht erschrecken, wie es Frau Oberbürgermeister Louise Alberts und die dortigen Pressevertreter anlässlich eines Empfanges im Rathaus waren. Unsere Freunde, die belgischen Kadetten, wollen auch kämpfen, doch nicht mit militanten Waffen, ihre Waffe ist die Gewerkschaftsarbeit. Seit 1952 besteht in Belgien die Organisation der Kadetten, sie ist eine Gliederung des A.B.V.V. (Freie Gewerkschaft Belgiens). In ihr sind Jungen und Mädchen organisiert, die Schüler von höheren, Fach- und Aufbauschulen sind, Seminaristen und Studenten. In Gent zählt die Organisation 1500 Mitglieder und im ganzen Land 15000. - Sie betätigen sich in Meinungsgruppen, finden sich zum Gespräch über politische und wirtschaftliche Fragen zusammen, machen gemeinsame Ferien- und Studienreisen und werden zu aktiven Gewerkschaftern erzogen. Erst beim Eintritt in das Berufsleben erfolgt die Übernahme in die dann zuständige Fachgewerkschaft. -

Welchen Erfolg diese Arbeit in späteren Jahren mal haben wird, dürfte jedem klar sein, der weiß, wie wenig in deutschen Schulen über die Gewerkschaftsarbeit gesprochen wird, und wenn, meistens noch nachteilig. In Belgien wird das sicher mal viel besser sein, wenn die jetzigen Kadetten ins Berufsleben treten. Es handelt sich aber nicht nur um zukünftige Lehrer, es werden auch Ingenieure, Techniker, Kaufleute, Chemiker und viele weitere Berufe sein, die dann von langjährigen, treuen Gewerkschaftsmitgliedern besetzt sein werden. Ein kleines Land zeigt hier, welche zusätzlichen Möglichkeiten noch in der Gewerkschaftsjugendarbeit liegen.

In der zweiten Julihälfte waren 18 Jungen und 19 Mädchen aus Holland im Naturfreunde-Heim in Leichlingen bei Köln zum freundschaftlichen Besuch. Die holländischen Jugendgruppen haben schon seit 1950 ein sehr gutes Verhältnis zu ihren Kollegen in Nordrhein-Westfalen, ihren direkten Nachbarn, gefunden. Sie besichtigten deutsche Betriebe, besuchten Jugendhäuser und Gruppen, um die Sorgen, Nöte und Freuden ihrer deutschen Kollegen kennenzulernen, und festzustellen, daß es die gleichen sind, wie die ihrigen.

Im August trafen sich dann 30 Mailänder in Oberhausen zum Gedankenaustausch, Studienbesuchen und Fahrten mit den dortigen DGB-Jugendgruppen. Auch die Freundschaft mit der italienischen Gewerkschaftsjugend besteht schon seit acht Jahren. - Wie ein Stein, ins stille Wasser geworfen, weite Kreise zieht, so werden all diese vielen kleinen und größeren Begegnungen zwischen Jugendlichen aus nahen und fernen Ländern eines Tages den gemeinsam erhofften Erfolg „die Völkerfreundschaft“ zeugen. -

Text und Fotos: Udo Hoffmann

Und dann ging er fischen

Junge Kollegin aus Belgien



In der kanadischen Prärieprovinz Saskatchewan wird der 51-jährige Lord Taylor, der pfeifenrauchende, englische Mediziner, als Held des Tages gefeiert. Seinen Bemühungen gelang es, den 23 Tage währenden Ärztestreik, der weltweites Interesse erweckte, zu schlichten. Dergleichen werden die Bewohner der Prärieprovinz, die als „Brotkorb des britischen Commonwealth“ bekannt ist, die ersten Nordamerikaner, die sich einer staatlichen Krankenversorgung nach britischem Muster erfreuen werden.

Konzessionen von Seiten der Ärzte und der Regierung Saskatchewan ermöglichten es dem Friedensstifter von der Themse, der vor 1945 auch als Director of Wartime Intelligence gewirkt hatte, zu reussieren. Lord Taylor pries daraufhin Saskatchewan's sozialistischen Premier Woodrow Lloyd als „einen der besten Menschen, denen ich in meinem Leben begegnete“. Seine Kollegen in der Prärieprovinz bezeichnete Lord Taylor als „gute Männer, rauhe Individualisten; streitbar – gewiß, doch sie kämpften für Prinzipien, an die sie glaubten“.

Die „Ärzterebellion“ in Saskatchewan (Bevölkerung: 920.000 – 900 Ärzte, darunter 750 mit Privatpraxis) begann, weil die Präriemediziner erklärten, sie seien nicht gewillt „sich von Politikern und Staatsbeamten Vorschriften machen zu lassen“. In Nordamerika, wo es Krankenkassen oder eine staatliche Krankenversorgung noch nicht gab, stieß der Plan der Regierung, die Einwohner von der Geißel der hohen Ärzterechnungen zu befreien, auf den Widerstand der Mediziner. Lord Taylor, einem Vater des britischen National Health Service, gelang es aber, die Bedenken der Präriemediziner nach zahllosen Konferenzen zu zerstreuen.

Da Kanada infolge der großen Einwandererwelle (2.000.000 kamen seit Kriegsende) und der riesigen Entfernungen auch heute noch nicht genügend Ärzte hat, ist die Position der Mediziner hier besonders günstig. Selbst in Saskatchewan, das – zum Unterschied von Ontario und Quebec – als eine der „ärmeren“ Provinzen gilt, haben Ärzte ein jährliches Durchschnittseinkommen von 18.000 Dollar – fast doppelt soviel wie die Abgeordneten im Bundesparlament von Ottawa beziehen!

Da der Ärztestreik als „Vorpostengefecht“ auf dem Gebiet der staatlichen Krankenversorgung in Nordamerika galt, zeigte die amerikanische Presse mehr Interesse an der „Ärzterebellion“ als an den kanadischen Wahlen im Juni ...

Nachdem sich die streikenden Präriemediziner schließlich bereit erklärt hatten, die gesperrten Ordinationszimmer zu öffnen, bemerkte Lord Taylor, der ein prominenter sozialistischer Abgeordneter gewesen war, ehe er 1958 geadelt wurde: „Saskatchewan hat eine gefährvolle Operation hinter sich und befindet sich nun auf dem Wege der Genesung. Ich verschreibe Ruhe – absolute Ruhe ...“

Repräsentanten der sozialistischen Regierung Saskatchewan und der Ärzte erklärten sich auf Wunsch von Lord Taylor bereit, eine Woche lang keinerlei Erklärungen abzugeben. Der Friedensstifter von der Themse aber sagte erschöpft, doch lächelnd: „Und nun möchte ich in Saskatchewan fischen gehen ...“

Walter Jelen, Toronto

Eindrücke in der Normandie

Von Annemarie Zimmermann

Ich war sehr gespannt auf dieses Frankreich, von dem ich soviel gelesen hatte: Résistance, Europäische Verteidigungsgemeinschaft, Indochina, Algerien, OAS, Nouvelle Vogue, Nouveau Roman, de Gaulle usw. usw.

Als ich auf dem Pariser Bahnhof Montparnasse stand, dachte ich: „Den kennst du doch, wo hast du den denn schon... ah, natürlich: Zazie dans le Métro.“ Dort beginnt und endet ja die zweitägige Odyssee dieser französischen Göre aus der Provinz. Und den Film hatte ich gesehen.

Von hier aus wollten wir an die normannische Küste fahren, in ein Hotel, direkt am Meer, das uns als „très calme“ (sehr ruhig) angepriesen worden war. Die französische Kanalküste ist felsig, und das Land liegt hoch überm Wasser. Als wir zum Strand hinunterfahren, dehnte sich vor unseren Augen zwar das Meer (in einer unbeschreiblichen Bläue), aber auch ein riesiger Campingplatz – direkt neben unserem Hotel – und gegenüber ein Kinderferienheim. „Ach, du meine Güte“, murmelte ich. „Ist nicht schlimm“, sagte mein Mann. Und dies war die erste, sich dann immer wiederholende Erfahrung, die wir mit den Franzosen machten: Sie sind ruhige Leute, ob jung oder alt und gleich welchen Standes; sie sind auch in größeren Ansammlungen erträglich und sogar amüsant. An unserem Hotel war ein Schild „Commissariat gouvernemental du tourisme“. Das bedeutete, daß es zu den von der Regierung geförderten Hotels und Gasthöfen gehörte, die in Gegenden ohne Fremdenverkehr gelegen und als preiswerte Ferienmöglichkeiten für Familien geeignet sind. 1958 stellte sich nämlich als Resultat einer Umfrage in drei größeren französischen Städten heraus, daß 40 v.H. der städtischen Bevölkerung nie in Ferien gehen, die knappe Hälfte davon aus finanziellen Gründen. Daraufhin taten sich das Gesundheitsministerium, das Hochkommissariat für Jugend und Sport, das genannte Regierungskommissariat für den Fremdenverkehr, das Ministerium für den öffentlichen Unterricht und das Landwirtschaftsministerium zusammen und versuchten, Abhilfe zu schaffen. In diesem Jahr sind bereits 60 v.H. der Gesamtbevölkerung (einschließlich Paris, das in der ersten Befragung nicht berücksichtigt wurde) verreist und bevölkern die über 4000 Campingplätze, fast 400 Familienferienheime, die von der Regierung geförderten Hotels und Gasthöfe, die Jugendherbergen, die als Ferienheime benutzten Schulen und die Ferienwohnungen (gemietete und eigene) in den ländlichen Gebieten. Da Frankreichs Grenzen überwiegend vom Meer gebildet werden, fahren die meisten Franzosen ans Meer (58 v.H.).

Wir waren weit und breit die einzigen Deutschen. Immer wenn wir als solche erkannt wurden, sagte man uns anerkennend: „Ah, votre Adenauer, c'est un brave garçon.“ (Ihr Adenauer ist aber ein braver Bursche.) Da wir darauf immer nur lachten, haben wir unsere jeweiligen Gesprächspartner sicher in dem Glauben bestärkt, daß alle Deutschen für Adenauer sind, während wir in Wirklichkeit bei dem Worte „garçon“ für unseren greisen Kanzler ganz einfach nicht ernst bleiben konnten.

In unserem Hotel wohnte auch ein älteres Ehepaar, das seine beiden Enkel mitgenommen hatte. Der Mann ging an zwei Krücken. Eines Abends trat er auf meinen Mann zu. „Sie sind deutsch?“ fragte er. Auf das Ja erklärte er: „Ich bin sswelmal värwuhndet von die doitsche Artillerie. Aine schöne Artillerie, aber jetzt sind wir Brüder.“ Und er schüttelte meinem Mann kräftig die Hand.

Das „andere Frankreich“, das der Résistance, lernte ich bereits am ersten Tage kennen. Ich ging in den Ort, zu dem unser Hotel gehört. Von der Hauptstraße „Rue du Souvenir“ zweigten Straßen mit folgenden Namen ab: Rue Marcel Gayet, und darunter stand: Deporté politique, mort pour la France, 1897-1945 (aus politischen Gründen deportiert, gestorben für Frankreich); Rue Guy Moquet, fusillé par les Allemands, 1924-1941 (von den Deut-

schen erschossen); Rue Gérard Paoli, mort pour la France en déportation, 1923-1945 (für Frankreich in der Deportation gestorben); Rue Eugène et Michel Charles, morts pour la France en déportation. Die Daten des Vaters: 1892 bis 1945, die Daten des Sohnes: 1926-1945. Unter ihnen, deren Andenken auf diese Weise bewahrt werden soll, sind drei junge Menschen, deren Leben endete – durch unsere Schuld endete –, noch ehe es wirklich begonnen hatte. Aber haben wir Grund zu der Annahme, daß man daran in Frankreich noch sehr viel denkt? L'Express, die große französische Wochenzeitung der Unabhängigen und Radikalsocialisten, lud einige junge Franzosen zu einer Diskussion über Gegenwartsprobleme ein. Sie kamen aus allen Schichten und berichteten übereinstimmend, daß ihre Eltern, unter denen Kollaborateure, Kämpfer der Résistance und während der Besetzung Unbehelligte waren, ihnen nie von dieser Zeit erzählt hätten und sie selbst – so sagten die meisten – interessiere das auch nicht. Ihr Problem sei der Krieg mit Algerien (der z.Z. der Diskussion noch nicht beendet war).

„Aber jetzt sind wir Brüder“, hatte der französische Veteran gesagt. Wenn auch nicht alle mit dem gleichen Pathos so sprechen werden, aber die Erleichterung, statt eines Erbfeindes einen Freund zum Nachbarn zu haben, ist doch spürbar. Deutschland? Kein Problem. Aber l'Algérie.

Auch das Militär scheint auf den jungen Leuten, die ihre Dienstzeit ableisten, nicht mit jenem zuweilen masochistischen Druck zu lasten wie bei uns. Gewiß darf man vereinzelte Erlebnisse nicht verallgemeinern, aber wäre das folgende bei uns denkbar? Wir kamen einmal hinzu, als sechs oder sieben ganz frische Rekruten auf einer Landstraße geschliffen wurden. Sie sollten marschieren lernen. Der Unteroffizier hatte einen von ihnen als Vormarschierer herausgestellt und versuchte dem klarzumachen, was das ist: eins zwei, eins zwei. Der aber hielt sich den Bauch vor Lachen. Es hätte nur noch gefehlt, daß er einem seiner Kameraden das Gewehr gegeben hätte: Halte mal, ich muß lachen. Und damit steckte er seine Kameraden an und nicht nur diese, sondern auch den Unteroffizier, und dann standen sie alle da und lachten und lachten. Dazu kamen einige Straßenarbeiter, wir, ein Auto, das extra stehen blieb und in dem der Vater seinen kleinen Sohn hochhob, damit er die lachenden Soldaten sehen konnte. Endlich hatte sich der Unteroffizier gefaßt und stöhnte: „Sind wir Soldaten?“

Wenn man schon in Nordfrankreich ist, wird man nicht versäumen, den „heiligen Berg“ Frankreichs, den Mont St. Michel, zu besuchen. Während des Hundertjährigen Krieges blieb er frei von englischer Besetzung, wahrscheinlich dank seiner Lage im Treibsand, die eine Belagerung fast unmöglich machte. Heute hat das kleine Eiland, auf dem sich ein architektonisches Wunderwerk hinter dicken Festungsmauern erhebt, mehr Besucher als der Eiffelturm. In den engen Gassendrängt man sich Kopf an Kopf, und nur langsam geht es vorwärts. Um überhaupt etwas zu sehen, muß man sich schon einer Führung anschließen.

Es gibt da allerdings zwei „Ebenen“, die eine bildet klassisch, d.h., man bekommt die Architektur und die Gebäude erklärt, die andere ist mehr populär. Es muß auf dieser Insel irgendeinen Witzbold gegeben haben oder vielleicht auch mehrere, die Gruselkabinette, die sich Museen nennen, eingerichtet haben. Dort sind Szenen aus der Geschichte des Mont St. Michel, wie Figuren aus dem Wachsfigurenkabinett der Madame Tussaud in London, gestellt. Z. B. sieht man in den Kasematten die Gefangenen sitzen; einer, der dort verhungert ist, liegt als Skelett da, an dem die Ratten nagen; ein anderer ist angeketet. Der Führer erzählt, daß er Pamphlete gegen die Pompadur verbreitet hätte und deshalb mehr als zehn Jahre im Gefängnis zubringen mußte. Nach dem Tode der berühmtesten Maitresse sei er dann Minister geworden. „Sie sehen, man soll nie die Hoffnung aufgeben“, meinte er dazu.



Melina Mercouri

Phaedra

Verleih: United Artists

Mit Filmen wie „Riffifi“, „Griechische Passion“ und „Sonntags nie“ hat Jules Dassin allerorten die Gunst des Publikums gewonnen. In all diesen Filmen, obwohl unterschiedlichen Charakters, verband sich hohes künstlerisches Niveau mit größter Publikumswirksamkeit. Mit „Phaedra“ nun, einer Auffrischung der klassisch-griechischen Tragödie, kann Dassin die Reihe seiner Erfolge würdig fortsetzen, ja, fast glaubt man, seine internationale Karriere habe hier vorläufig ihren Höhepunkt gefunden. Denn mit „Phaedra“ gelang ihm eine in fast allen Szenen der klassischen Vorlage adäquate Transposition in unsere Tage. Zwar ist Phaedra nicht mehr die Gemahlin eines gekrönten, sondern eines ungekrönten Königs, des steinreichen Reeders Thanos, zwar heißt Hippolyt Alexis und ist Student der Volkswirtschaft mit heimlicher Neigung zur Malerei, zwar leben wir nicht mehr im heroischen Altertum, und doch nimmt die Tragödie bei der ersten Begegnung von Stiefmutter und Stiefsohn ihren Anfang, läuft dann, nach ewig gültigen Gesetzen, mit innerer Folgerichtigkeit und der ganzen tragischen Gewalt eines antiken Schauspiels ab, um schließlich unter der gnadenlos heißen Sonne Griechenlands grausam zu beenden zu werden. Diesen Stoff glaubhaft zu gestalten – so wird der Leser mit Recht einwerfen –, bedarf es hervorragender Darsteller.

Nun, die hatte Dassin ganz gewiß.

Über Melina Mercouri (Phaedra) ließen sich ganze Seiten füllen, darum nur dies: Sie ist eine beängstigend intensive Schauspielerin, eine Tragödin wahrhaft antiker Größe, die die ganze Ausdruckskala menschlicher Empfindungen virtuos beherrscht, eine Frau mit vielen tausend Jahren Haß und Liebe im Blick. Ihr zur Seite Tony Perkins als Alexis, ein junger Mensch mit erstaunlich viel Charme und dem Aussehen eines modernen Märchenprinzen, zugleich ein reifer, anpassungsfähiger Schauspieler, verblüffend echt und wandlungsfähig in allen Situationen des Geschehens.

Als Reeder Thanos, Raf Vallone, der seine Rolle mit kraftvoll-verhaltener Männlichkeit und logischer Intelligenz gibt.

Sehr faszinierend in einer Nebenrolle die hierzulande unbekannt Olympia Papaduca als Phaedras alte, ihr treu ergebene Kinderfrau Anna. Der sicheren Kameraführung Jacques Natteaus gelangen Szenen von poetisch-symbolhafter Bildersprache, die dem schwierigen Stoff künstlerisch gerecht werden.

„Phaedra“ ist ein großer, ein wundervoller Film, der seine unzähligen Bewunderer in allen Schichten des Publikums finden wird.

Hans Plück

Neue Filme

Mittwoch zwischen 5 und 7
Verleih: Constantin Film

Die 34 Jahre junge französische Regisseurin Agnès Varda – so werden vielleicht nur wenige wissen – gilt in Fachkreisen als Vorläuferin der Neuen Welle. Besonders einige experimentierfreudige Kurzfilme haben ihr derzeit diesen Ruf eingebracht. Jetzt endlich, viel später als ihre Kollegen, die meist erst nach ihr mit dem Filmemachen angefangen haben, legt Agnès Varda ihren ersten großen Spielfilm vor. Unter strenger Einhaltung der Einheit von Ort und Zeit gibt der Film einen fast lückenlosen Bericht über zwei Stunden – die beiden wichtigsten, vermutlich – im Leben der schönen, mittelmäßig begabten Chansonette Cléo. Cléo war beim Arzt. Am Abend soll sie die Diagnose erfahren. Sie vermutet Krebs. Die unheilvollen Worte einer Kartenlegerin scheinen diese Vermutung zu bestätigen. Cléo versucht, in ihrem Trotz oberflächlichen Gleichmuts weiterzuleben. Doch in diesen zwei Stunden des Wartens wird die verwöhnte Cléo aus ihrer egoistischen Traumwelt aufgeschreckt, lernt sie, sich und ihre Mitmenschen mit anderen Augen zu sehen, gewinnt sie schließlich Freunde und dem Leben wieder einen Sinn ab. Handlung im eigentlichen Sinne hat der Film kaum. Der Kamera also ist weites, fruchtbares Betätigungsfeld gelassen. Agnès Varda hat drei stilistisch unterschiedliche Kameramänner mit der Arbeit an verschiedenen Szenen beauftragt und die optischen Resultate dann zu einem außergewöhnlichen Film zusammengesetzt. Sie wählte die stilistische Dreiteilung, um den Betrachter diese zwei Stunden aus den verschiedenen Blickwinkeln der agierenden Personen miterleben zu lassen. Und in der Tat, man fühlt sich merkwürdig be-

klemmt, man erlebt mit – wie man glaubt. Doch spätestens als Cléo vom Arzt erfährt, daß sie nicht ernstlich krank ist und die Beklemmung noch immer nicht weicht, ja sich noch verdichtet, merkt der Zuschauer, daß dem Film, bewußt oder unbewußt, die mitfühlende Grundhaltung fehlt, die hier durch ungemein geschickt durchgeführte Stimmungstechnik ersetzt werden will. Jede Situation des Films wurde bis in die scheinbar belanglosesten Details durchdacht und mit intellektuell-unterkühltem Raffinement in so bestechendem Schwarz-Weiß komponiert, wie wir es vom Ästhetischen her lange nicht mehr hatten. Ein Meisterstück formalen Gestaltungsvermögens, das keiner – der mit Film im allgemeinen, und modernen, experimentellen Film im besonderen beschäftigt ist – versäumen darf. Daß man solche heiklen Themen verfilmen soll, ist keine Frage, ob man sie so verfilmen sollte, ist eine Frage, die sich letztlich jeder Filmfreund selber beantworten muß.

Nur ein Hauch Glückseligkeit
Verleih: Rank Film

Der englische Film „Nur ein Hauch Glückseligkeit“ wurde auf den Filmfestspielen Berlin 1962 mit dem Goldenen Bären, dem höchsten Preis des Festivals, ausgezeichnet. Regisseur des Streifens ist John Schlesinger, ein begabter junger Mann, der vom Kurzfilm kommt und sich nun der Gruppe des Free

Besprochen von Hans Plück

Cinema zugehörig fühlt, jener englischen Neuen Welle, über die „aufwärts“ in seiner vorigen Nummer anlässlich der Kritik von „Bitterer Honig“ ausführlicher berichtet hat. Was der heute zu wertende Film mit „Bitterer Honig“ gemein hat, ist die desillusionierende Offenheit, die erzählerische, bisweilen angelsächsisch-ironisierende Distanz und der bewußte Verzicht auf sozial- oder gesellschaftskritisches Engagement. Was ihn von ihm unterscheidet: eine weitaus schwächere poetische Atmosphäre, dafür aber größere Allgemeingültigkeit und, was kaum mehr möglich schien, noch genauere Milieuziehung.

Es ist die Geschichte zweier junger Menschen, die eine Mußehe eingehen und denen im täglichen Mit- bzw. Gegeneinander auch die letzten, ihnen noch verbliebenen Illusionen genommen werden, eine Geschichte, wie sie heuer als filmerprobte gelten darf. Doch hat Schlesinger diesen Dutzendfall so wahr und, bei aller Realistik in entscheidenden Momenten, so behutsam und bar jeden Klischees geschildert, daß ein Vergleich mit dem üblichen Problemfilm nie aufkommt. Die Geschichte wurde umgesetzt in Bilder, die alle einzeln für sich und gemeinsam als Filmwerk aus einem Guß bis in die überraschend gut beobachteten und sicher wiedergegebenen Details stimmen. Überzeugende Interpretation des jungen Paares durch Alan Bates und June Ritchie. Gute schauspielerische Leistungen auch in den kleineren Rollen.

„Nur ein Hauch Glückseligkeit“: ein weiterer Meilenstein am Weg der jungen englischen Filmgarde zu höchster internationaler Anerkennung.

Paukenschläge

Wolfgang Neuß' Mitternachtskabarett

„Nicht auf Empfänge gehen, dämlich rumstehen, schwitzen, Cocktails schlucken, am Cine-Ast sägen, auf dem wir alle hocken – Smoking- und Frackschleife abreißen, Hemd öffnen, um 23 Uhr 30 pünktlich im Studio sitzen, sich von Wolfgang Neuß ein paar gereimte und unge-reimte Dinger verpassen lassen ...“

So rief der Berliner Kabarettist das Berlinale-Volk, und es ließ sich nicht zweimal rufen. „Desertiert von den Parties! Lauft über zu Neuß!“ Sie liefen über ... Und auch vor Vergnügen.

Eine neue Ära beginnt, die Ära Tschschowa. Der deutsche Film ist schon geboren. Leute, wir zeigen ihn nur nicht. Wir sind doch nicht dämlich: damit uns die anderen was abgucken! Überlegen Sie doch mal: Olga Tschschowa – das Mutterschiff des deutschen Kinos – und die Hebamme Gregor von Rezzori – der Rächer der Erwerbslosen –, die schaffen das schon! Doch gar kein Problem! Da haben wir noch ganz andere Leute im Hintertreffen: Nadja Tiller ist doch die beste Lulu-brigida, die man sich denken kann ... Strauß als Dr. Mabuse ... Felix von Eckardt als neue deutsche Mickymaus ... Wir haben ja die Gesichter. Wir haben sie ja. Wir sitzen nur drauf.

Und die Kubaschewski ist neidisch! Der Frau sagt ja keiner Bescheid! Man kann nicht Papas Kino machen und gleichzeitig mit den Oberhausenern ins Bette wollen ... Mütter, hütet eure Oberhausener!

Franz von Papens Kino ist doch nicht tot. Der Mann kriegt nur zuwenig Pension zum Filmmachen ... Und da kommt so ein ehrvergessener Kabarettist und holt sich da in Bonn ... Läuft von Minister zu Minister und putzt die heimatlose Klinke und bekommt dann noch Geld. Das stinkt doch zum Himmel! Und von demselben Himmel fallen uns für sage und schreibe 22 Millionen Mark Düsenjäger 'runter. Nicht Kunstfilm tut not! Kunstflug tut not! Was heißt denn da Schuldfrage. Da müssen sie mich nicht fragen. Meinen Sie, ich bin noch einmal so dämlich und verrate einen Mörder vorzeitig?

Da fielen sich doch nach der Filmpreisverleihung der Brauner und der Kurt Ulrich in die Arme. Na ja, die haben dem Nachwuchs ja immer eine riskante Chance gewährt. Der eine der Schell: Hier können Familien Filme machen. Und der andere hat die Masina groß rausgebracht – aus dem Filmgeschäft.

Am deutschen Vesely soll die Welt genesely!

Moment mal, sitzt da etwa ein Verleiher? Sagen Sie mal, wie sind Sie denn mit dem Kopf durch die Gesichtskontrolle gekommen?

Diese Veranstaltung läuft unter dem Motto: „Liebe deinen Nächsten.“ Bei mir gelten die Zehn Gebote eben schon vor der Wiedervereinigung.

Der Festspielleiter Dr. Bauer soll so gelb sein vor Neid über diese Veranstaltung ... den haben sie gestern auf einem Empfang für 'n Japaner gehalten.

Ich habe eine Freudenbotschaft für Sie: O.W. Fischer kommt nicht zur Berlinale.

Heute sind mir so auffallend viele gute Köpfe im Publikum! Ach, richtig, in Bonn diskutiert der Dr. Martin wieder über den Sitz der Filmakademie. Da hat die Landbevölkerung die Berlinale mal wieder kurz verlassen ...

Sie sehen so verstört aus. Den Domnick-Film gesehen, wa? Na ja, Sie müssen den Mann aber auch verstehen: Der ist Nervenarzt und hat 'ne Klinik in Stuttgart. Der dreht Filme für Normale, damit sie verrückt werden und seine Klinik voll wird.



Ein Affe im Winter

Verleih: Deutsche Fox

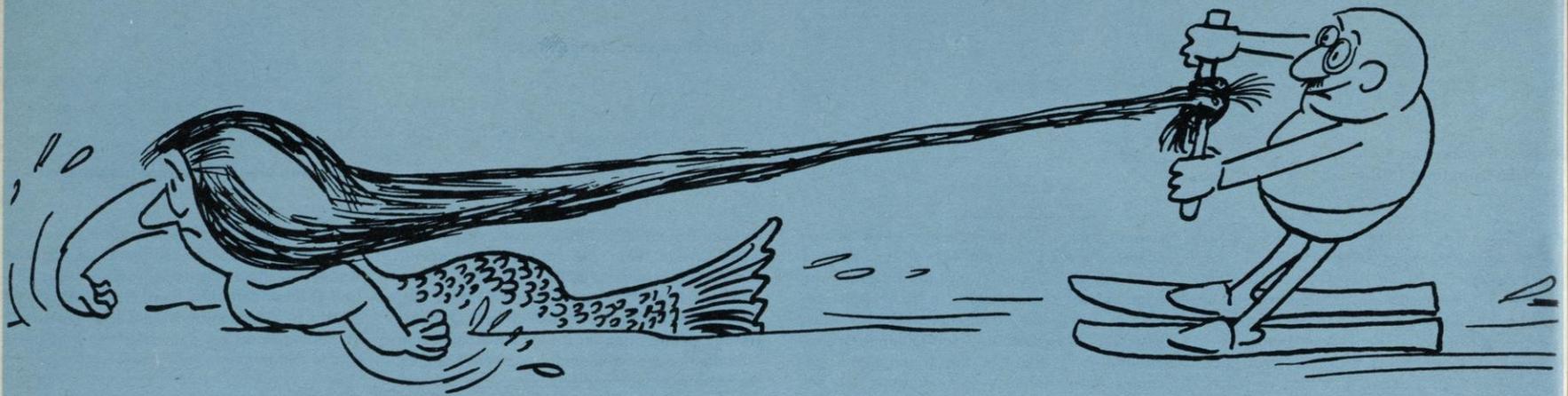
In ein Fischernest in der Normandie führt uns die gelungene Verfilmung des gleichnamigen Romans von Antoine Blondin. Hier, in jener zwiespältigen Atmosphäre von ozeanischer Weltweite und kleinstädtischer

Enge, spielt die Geschichte zweier lebenswürdiger Käuze, denen das Leben nur im Traum interessant und vielgestalt, nur im Rausch ertragbar scheint und deren lustiger Streiche den Betrachter eher nachdenklich stimmen.

Auf dem Grundton altersweiser, ein wenig wehmutsvoller Heiterkeit wird dies, weil von fachkundiger französischer Hand aufbereitet (Regie: Henri Verneuil), milieuscharf und humorvoll, mit viel Fabulierfreudigkeit und einem

sicheren Gefühl für Dezenz im rechten Augenblick geben.

Als die beiden Träumer mit System zwei große französische Mimen: der alte Gabin und der junge Belmondo, ein Ohren- und Augenschmaus, wie ihn auch Galliens Filmindustrie nicht alle Tage zu bieten hat. Der „Ein Affe im Winter“ ist ein Unterhaltungsfilm, aber einer, der auch gehobeneren Ansprüchen durchaus gerecht wird, mit einer Handlung, der man noch stundenlang hätte zusehen wollen.



Fräulein Wiener Platz

Von Tilly Baur

Hier sieht es so aus, als hätten sie alle viel Zeit. Auch am Spätnachmittag, mitten im Fahrzeuggewimmel der Straßen, gehen sie müßig auf der Gehsteiginsel umher. Sie blicken hinauf in den Himmel, sie prüfen die Fahrzeuge und deren Insassen, die an der Verkehrsampel neben der Straßenbahnkreuzung halten müssen.

Auch Martina wartet hier nach Büroschluß und hält Ausschau nach dem graublauen Lieferwagen der Firma Kühlewein und Söhne, jeden Tag zur gleichen Zeit in der Schlange der Fahrzeuge steht, bis die Weiterfahrt freigegeben wird. Und immer richtet es Martina so ein, daß sie vom Fahrer gesehen wird. Zuerst begrüßten sie sich nur mit einem Lächeln, aber nun nickt er Martina zu, und das Lächeln ist noch freundlicher geworden im Laufe der Wochen. Nur gut, daß er nicht weiß, wie oft ich schon meine Anschlußbahn verpaßt habe, um die Begegnung mit ihm nicht zu versäumen, denkt Martina.

Martina sieht keine Möglichkeit, jemals den netten Fahrer der Firma Kühlewein und Söhne kennenzulernen. Er kann den Wagen hier nicht stehenlassen und zu ihr herüberkommen über die Fahrbahn. Man müßte ihm eine Chance geben, denkt Martina.

Und eines Tages sieht sie, wie er sich wieder, wie so oft schon während des Anhaltens, eine Zigarette anzünden will. Er hält die rote Packung in der Hand, schaut zu Martina herüber und schüttelt dann den Kopf. Die Packung ist leer. Und jetzt hat Martina eine Idee. Ehe sie in die Linie 11 steigt, kauft sie an dem Kiosk neben der Haltestelle eine Packung Zigaretten, genau die rote, die der Fahrer in der Hand hielt.

Zu Hause zeichnet sie einen kleinen Plan. Die Straßenbahnkreuzung ist darauf, und ein Pfeil deutet die Richtung an, in der die Linie 11 fährt. Der Pfeil endet an der Haltestelle Wiener Platz, und dort malt Martina die Hausnummer 3 hin und die Zeit dazu, in der sie täglich vor ihrer Haustüre ankommt. Plan und Zigaretten steckt sie in einen festen Umschlag und adressiert an die Firma Kühlewein und Söhne, die Adresse findet sie im Telefonbuch. Darunter: „An den Fahrer des Lieferautos Nummer 296.“ Martinas Herz klopft ein paar Takte rascher, als anderntags der Lieferwagen langsam heranhfährt. Der Fahrer lacht, er grüßt kein bißchen anders als sonst. Vielleicht hat er das Päckchen noch nicht bekommen, tröstet sich Martina.

Wenig später steigt sie an der Haltestelle Wiener Platz aus. Die paar Leute, die mit ihr die Straßenbahn verlassen, verlaufen sich

rasch. Vor der Tür des Hauses Nummer 3 steht ein Mann. Er schaut Martina forschend an, dann grüßt er und fragt: „Täusche ich mich oder sind Sie die edle Spenderin, die mich passionierten Nichtraucher zum Rauchen verführen will?“ Verwirrt blickt Martina in das fremde Gesicht, und der Mann redet weiter, ein wenig amüsiert und ein bißchen teilnahmsvoll, und dann weiß Martina, daß die Zigaretten an den Falschen geraten sind. Noch ein paar erklärende Worte, hin und her, und Martina begreift, daß zwar der Fahrer des Lieferautos 296 vor ihr steht, aber eben doch nicht ihr Fahrer. „Ich fahre den Wagen den ganzen Tag“, sagt der Mann, „aber nach Feierabend bringt ihn der fesche Fred aus der Verkaufsabteilung in den Stall, denn er wohnt gleich neben der Garage. Bedauerlich, daß nicht ich der Glückliche bin, dem Ihre Botschaft gilt! Aber, verehrtes Fräulein Wiener Platz – Ihren Namen weiß ich leider nicht –, ich will Ihnen gerne behilflich sein. Rufen wir den Fred doch an, wie wäre das?“

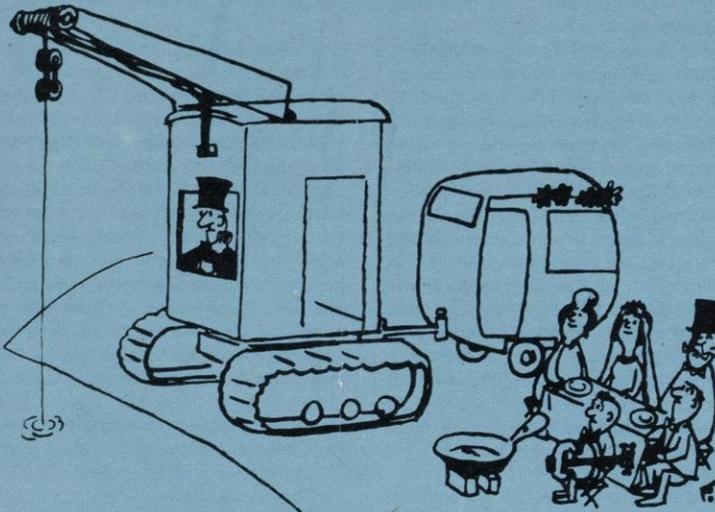
Martina meint, bis zur nächsten Telefonzelle sei es zu weit. „Um so besser“, sagt der Hilfsbereite, „da können wir ein wenig plaudern. Es bleiben uns ja doch nur diese paar Minuten des Kennenlernens, denn dieser Fred, mein liebes Fräulein Wiener Platz, dieser Fred ist ein toller Bursche. Wenn der Sie einmal aus der Nähe sieht, wie ich das Glück soeben habe, dann gibt es für mich keine Chance mehr, so wahr ich Martin Müller heiße.“

Nun nennt auch Martina ihren Namen, und dann lachen sie beide. Sie gehen nebeneinander her, reden, schweigen, und sie bemerken gar nicht, daß sie längst das Telefonhäuschen hinter sich gelassen haben. Oder bemerken sie es doch?

Martina ist froh, daß sie jetzt nicht anrufen muß. Ist doch unmöglich, so ein Anruf, denkt sie.

An den nächsten Tagen steht Martina hinter dem Kiosk, wenn der blaugraue Wagen der Firma Kühlewein und Söhne vorbeikommt. Sie will nicht mehr gesehen werden, und bald achtet sie gar nicht mehr auf die Fahrzeugschlange, die neben der Gehsteiginsel stoppt.

Sie schaut hinauf in den Himmel und träumt ein wenig den Wolken nach, bis ihre Straßenbahn heranrollt. Und dann freut sie sich viel mehr als damals beim Anblick des Lieferautos, wenn sie in der Nähe des Hauses Wiener Platz 3 den Mann erblickt, der die Zigaretten bekam. Leider hat er viel zu selten Zeit für sie, weil er so vieles lernen muß, um den Anschluß an das nächste Semester nicht zu verpassen, für das er sich das Geld als Fahrer bei Kühlewein und Söhne verdient.



„Schaut, Wildschweins-Emil steht schon Modell für einen Zebirstreifen!“